

# Ein Interview mit Simon Konttas

## „Über das Schreiben und die schwierige Kunst des guten Lebens“

Vorliegendes Gespräch mit dem Autor Simon Konttas wurde im November 2023 an zwei aufeinanderfolgenden Tagen im Wiener Café Rathaus geführt; und im Anschluss transkribiert; die Textfassung wurde geringfügig zur besseren Lesbarkeit ergänzt bzw. stellenweise geglättet.

(Zur Erleichterung der Lektüre stehen im Folgenden die Abkürzungen „M“ für Matteo Surallo und „S“ für den Autor Simon Konttas)



*Matteo Surallo:* Lieber Simon, das Aufnahmegerät läuft und wir können beginnen. Danke, dass du dir die Zeit nimmst, dich auf eine Unterhaltung mit unbestimmtem Ausgang einzulassen; wir wollen über dich reden, über die Grundlagen deines Schreibens, über Gott und die Welt sozusagen, wenn das so in einem Sinne ist.

*Simon Konttas:* Der Dank ist natürlich meinerseits, und es ist sehr wohl in meinem Sinne.

M: Wir haben uns vorher, bevor ich die Aufnahme gestartet habe, über Tourismus unterhalten, aus sozusagen aktuellem Anlass. Wir sitzen in einem Wiener Caféhaus und du hast gemeint, mit Blick auf die Touristengruppe, die das Lokal betreten hat, dass du ungern verreist. Wie kommt das?

S: Also, ich verreise ungern, ja, das stimmt, aber ich bin gern woanders. Um aber woanders zu sein, muss man wohl oder übel verreisen, also nehme ich das Reisen auf mich.

M: Es ging ja eher, wenn ich das richtig verstanden habe, um eine Art Missfallen gegen den Tourismus. Wir sind in Wien. Diese Stadt lebt vom Tourismus.

S: Ja, so ist das. Die Menschen schauen sich die schönen Häuser an, die man selber, als Wiener, schon längst satt hat. Die Ringstraße und das alles. Ich kann die Ringstraße nicht mehr sehen. Diese Gebäude erdrücken mich, machen mich depressiv.

M: Wieso? Die meisten, sogar die Anrainer, sind stolz auf die Prachtstraßen.

S: Ich kann mich erinnern, als ich im zehnten Bezirk als Lehrer gearbeitet habe: da gab's Kinder, Familien – wir sind ins Gespräch gekommen – die wussten nicht mal, wie das Rathaus aussieht, das Parlament. Die hatten keine Ahnung von wegen Prachtstraße. Und ich hab' mir gedacht: Da habt ihr nichts versäumt. Es gibt so einen schönen Aufsatz von Hermann Broch über den stillen Unsinn der Ringstraßenarchitektur. Wenn man diesen ganzen Historismus kennt und fühlt, woher das kommt, was da dahinter steckt, das ganze neunzehnte Jahrhundert mit seiner Verlogenheit,

seinem Bombast, seinem Imperialismus und so weiter ... dann widert einen das nur an. Ich bin lieber am Land draußen, oder in der Vorstadt. Ich mag die Vorstadtbezirke lieber. Ich bin gern in Ottakring draußen, wo ich wohne. Ich fühle mich wohler in Gegenden, wo es „versifft“ ist, um das einmal unter Anführungszeichen zu sagen. Ich mag das, wenn ich, in Serbien, in Nis unten, wo die Familie meiner Mutter herkommt, in den Seitenstraßen herumgehen kann, wo die Straßenhunde herumstreunen und der Müll auf den Straßen liegt. Nicht dass ich den Müll mag, ich bin ja selber eher sauber und ordnungsliebend, aber ... Ich weiß nicht, was es ist. Es ist vielleicht so eine Sehnsucht nach dem echten Leben, eine Sehnsucht nach einem Leben, wo man die Dinge, die Menschen nicht retuschiert, nicht weg-desinfiziert. Die Welt wird sowieso immer retuschierter, desinfizierter, oder nicht? Ich war zwar noch nie in Dubai und Katar oder sonst wo: aber wenn man sie die Fotos ansieht von dort, ich weiß nicht, wo der Unterschied zur Wiener Innenstadt ist: Immer dieselben Geschäfte, Kitsch, Konsum, dieselben Marken. Es ist überall dieser Markenimperialismus. Imperialismus wie im neunzehnten Jahrhundert. Vielleicht gefällt den Leuten deshalb die Ringstraße so, vielleicht erkennt sich das Jahrhundert, die Epoche wieder in den alten Bauten aus dem neunzehnten Jahrhundert, ich weiß es nicht, kann alles sein.

M: Aus dir wird also kein Tourist mehr, kein Instagram-Influencer.

S: Das wäre wirklich der letzte Unsinn. Dann stelle ich mich auf den Eiffelturm, mache ein Foto von mir, rutsche aus und fall in den Tod. Das ist gefährlich.

M: (lacht): Ja, leider verunglücken Menschen dabei wirklich. Das ist tragisch.

S: Ich finde das weniger tragisch, sondern eher lächerlich. Es ist tragisch, wenn jemand in symbiotischer Beziehung zu seiner Familie lebt, mit fünfzig draufkommt, dass er kein eigenes Leben hatte und dann seine Eltern erschießt, weil er sie abgrundtief hasst. Das ist, finde ich, tragisch. Wenn man vom Eiffelturm stürzt, weil man ein Foto macht, das ist lächerlich. Natürlich ist der Tod schlimm und arg, keine Frage .... Aber ... Nein, wirklich.

M: Tragisch versus lächerlich. Ein schmaler Grat?

S: Kann sein. Jedenfalls ... Man fragt sich, für was das alles. Nein, die Menschen reisen heutzutage unnötig herum, fahren, fliegen in Städte und gehen dort in Kulissen spazieren. Ich hasse es Tourist zu sein. Die Ringstraße selber ist ja eine einzige Kulisse. Da ist nichts echt. Mich erinnert das immer an Disneyland. Wobei Disneyland fast ehrlicher ist, weil die sagen dort nicht, es sei echt. Die wissen, es ist alles Kitsch und Kulisse und die tun nicht so, als wäre es keine. Vielleicht würde ich mich in Disneyland deshalb viel wohler fühlen. Bei der Ringstraße tut man aber so, als ob es anders sei. Das ist unehrlich. Und das Unehrlliche macht Kopfschmerzen. Da will man weg. Das ist wie bei Menschen, mit denen man nicht ehrlich sein kann: solche Menschen ermüden einen, die ziehen einem Energie ab.

M: Kennst du solche Menschen?

S: Ja.

M: Freunde? Deine Klienten?

S: Sowohl als auch. Aber eher ein paar Freunde ... aber zu denen reduziere ich den Kontakt auch zunehmend.

M: Weil du die Unehrllichkeit nicht ausstehst?

S: Ja, weil ich nicht Kopfweh bekommen will.

M: Du magst es also gar nicht zu reisen? Man könnte sagen: du magst die – du hast das Wort verwendet – Kulissen nicht.

S: Nein, gar nicht. Oder doch, wie gesagt, ich bin gern woanders, aber das ganze Drumherum mit Einpacken und Vorbereiten und so weiter, das finde ich mühsam, aber ... Natürlich bin ich gern weg, weil ich halte es in Wien nicht die ganze Zeit aus, wer tut das schon? Aber wenn ich man wegfahre, dann gern zu Freunden. Dann kommt so in Heimatgefühl auf; weil wenn ich die Leute besuche, sehe ich die Umgebung, wo sie wohnen, auch ganz anders. Echter irgendwie. Es hat dann alles mehr Leben, mehr Sinn. Als Tourist komme ich mir verarscht vor.

M: Du besuchst deine Freunde gern ....

S: Genau, ich besuche die Leute gern dort, wo sie leben. Aber ich bin sehr ungern Tourist. Ist ja eh alles dasselbe. Ich habe heutzutage, habe ich festgestellt, auch gar nicht mehr, wie soll ich sagen?, so das kulturelle Interesse. Museen, Galerien, alte Gebäude ... Mich nervt das furchtbar. Es ist immer alles dasselbe. Und dann die Menschenmassen und immer dieselben Geschäfte, immer Gucci, Prada, H&M ... und dann wieder dasselbe. Wie gesagt, fahr nach Dubai, nach Katar, fahr nach New York, nach Wladiwostik, alles dasselbe. Das hält doch kein Mensch aus, oder? Wie ich nach Wien gezogen bin, vor x Jahren, ewig her, da gab's auf der Kärntner Straße und am Graben noch kleine Läden, Buchgeschäfte, kleine Handschuh- und Schalgeschäfte, schmucke Hutläden und so pittoresken alten Kram, wo die Familien, denen der Betrieb schon seit hunderten Jahren gehört hat, wo diese Familien also diese Geschäfte betrieben haben. Und wenn du heute durch den Graben gehst und die Seitengassen: das ist alles dasselbe. Das ist eigentlich ein Alptraum, wenn man das so sieht. Immer dasselbe. Da fragt man sich: wieso fliegen die Leute überhaupt wohin? Für was? Frühstück in New York und Mittagessen in Rom. Wozu?

M: Wegen der Klimakrise, meinst du auch?

S: Ja, auch, aber nicht nur ... sondern auch von einem, wenn man so will, eminent *persönlichen* Standpunkt aus. Da steht das, was man tut, in keinem Verhältnis zu dem, was man sich verdient hätte. Man lebt über die Verhältnisse. Von diesem Kulisschenkitsch mal ganz zu schweigen.

M: Du meinst, nicht nur klimamäßig ....

S: Nicht nur klimamäßig, wie gesagt, das sowieso auch, keine Frage, sondern über die Verhältnisse der eigenen seelischen Möglichkeiten. Wenn man so lebt – über die Verhältnisse der eigenen seelischen Fassungskraft –, dann ist das dekadent.

M: Dekadent? Kannst du das, in diesem Kontext, ein bisschen erläutern.

S: Man bläht sich auf, obwohl man nicht das Recht dazu hat. Ich meine jetzt nicht das Klimamäßige, das du angesprochen hast, sondern tatsächlich nur seelisch: Wenn ich nur „Alle meine Entchen“ am Klavier mit einem Finger klimpern kann, stelle ich mich nicht hin und verkünde großspurig, dass ich Klavier spielen kann, das geht einfach nicht. Das ist unredlich, wie Nietzsche sagen würde. Und ebenso wenig kann ich nicht in New York frühstücken und in Rom zu Mittag essen, wenn ich ... einfach keiner bin. Die Menschen glauben, sie sind wer. Aber die meisten sind einfach nur kleine Würstchen, die sich mal nicht so weit aus dem Fenster rauslehnen sollten. Oder über den Rand vom Eiffelturm. Vielleicht reisen die Menschen heute deshalb so viel, weil sie glauben, sie können dann wer sein, weil zuhause sind sie niemand.

M: Instagram sozusagen als Ersatz für ein eignes Leben.

S: Das sowieso, Ersatz fürs eigene Leben, aber, mehr noch, Ersatz für eine eigene Persönlichkeit. Wenn in meinem Leben was los ist, bin ich wer. Wenn nichts los ist, bin ich nichts. Dass ich lebe, macht mich interessant. Wenn ich nicht lebe, bin ich uninteressant.

M: Du meinst vielleicht, es fehlt auch die Demut für das Eigene. Man schaut immer auf die anderen. Aber man hätte auch etwas Eigenes, sieht es aber nicht.

S: Ja, man sieht es nicht, weil man den Eiffelturm in einem günstigen Lichtverhältnis ablichten muss ... Nein, im Ernst ... Die Demut für das Eigene, ein interessanter Gedanke. Ja, kann sein. Es herrscht ein Mangel an Maß. Und *natürlich* spielt da auch die Klimafrage hinein, mit der ich mich eigentlich gar nicht hier groß befassen will, weil das andere tun, die kompetenter sind als ich und mehr Wissen dazu haben und vor allem mehr Gefühle auch. Nein, ja ... Demut. Wenn ich weiß, ich habe nur eine Wurstsemmel noch im Rucksack und habe noch zehn Kilometer zu wandern, dann teile ich mir die Wurstsemmel auf, dann fress' ich nicht die ganze Wurstsemmel gleich auf, sondern schaue mal, wie sich alles ausgeht hinsichtlich meiner Kräfte und Möglichkeiten ... Es geht darum, hauszuhalten. Einzuteilen. Die Menschen glauben, sie haben ewig Zeit. Und verpassen dabei ihr Leben und führen stattdessen ein Ersatzleben. Und sie glauben ....

M: Mann kann die Erde ewig ausbeuten.

S: Ja, du kommst auf die Klimafrage zurück, aber die kann man, denke ich, wenn man so will, „unterbrechen“ auf die Feststellung: Es herrscht ein allgemeiner Mangel an Maß und Demut, um dein Wort wieder aufzugreifen. Dann kauft man sich halt einen neuen Planeten. Ja, ein Mangel an Demut, ein Mangel an Phantasie. Das ist es eben auch, was mich am Dasein als Tourist so extrem abstößt: es ist alles dasselbe, komplett phantasielos. Dieses Phantasielose, das ist das eigentlich Deprimierende. Das ist nicht nur das Deprimierende im echten Leben, sondern das Phantasielose ist auch das Deprimierende in schlechter Literatur. Phantasie als Einfühlungsvermögen, als Fähigkeit, mehrere Blickwinkel einzunehmen.

M: Und du fühlst dich darüber hinaus verarscht. Sagst du.

S: Ja. Und ich werde regelrecht depressiv, wenn ich durch große Städte gehe und sie mir anschauen muss. Ich war neulich in Mailand. Wären die Menschen alle weg gewesen und die Geschäfte alle geschlossen: Das wäre noch erträglich gewesen. Nur die Geschäfte, wo man sich was zu essen kaufen kann .... Aber nein, die Straßen waren verstopft und überall derselbe Werbescheißdreck, dass dir das Kotzen kommt. Und die Depression sowieso. Weil ich mich verarscht fühle. In der Tat.

M: Es ist alles ...

S: Die linken Theoretiker würden sagen: entfremdet. Das Entfremdete ist ja kein theoretisches Wort, das ist etwas *Fühlbares*, etwas durchaus Echtes, etwas, worunter man leidet, ja ich würde sagen, dass das Eigentliche am Entfremdetsein das persönliche Leiden am ungelebten Leben ist. Wer das nicht kennt, der kann den Begriff der Entfremdung auch nur theoretisch fassen, aber nicht existenziell, als Drama, als Tragödie des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts. Entfremdet ist etwas dann, wenn es unecht ist, wenn es maßlos ist, wenn es in keinem Verhältnis steht zu dir. Es gibt ja auch entfremdete Menschen, falsche Menschen. Das sind Menschen, die dir nur eine Kulisse vormachen.

M: Bei denen du Kopfweh kriegst.

S: Ganz genau. Philosophieren heißt ja, um die Sache vielleicht abzurunden: das Denken so auszuloten, dass man die Entfremdung überwindet.

M: Wie in dem einen Gedicht von dir in „Der Lauf aller Dinge“.

S: Ja genau, dem ....

M: Das Globalisierungsgedicht. Vielleicht wäre das der Übergang.

S: Gute Übergänge sind gut.

M: Ich würde dich gern ein bisschen über deine Bücher ausfragen.

S: Oje, jetzt wird's ernst. Ich weiß nicht, was ich da sagen kann ... aber okay, deshalb sind wir ja hier zusammgekommen, wie die Priester sagen: „Wir sind heute hier zusammgekommen“.

M: Das sind wir ... auch um über deine Bücher, wenigstens ein paar, weil du hast ja die stattliche Anzahl an vierzehn Büchern schon veröffentlicht, ein bisschen zu reden.

S: Von denen vielleicht drei wirklich gut sind.

M: Du bist sehr streng zu dir selber.

S: Das ist richtig. Aber wenn ich denke: ein Richard Yates hat mit fünfunddreißig Jahren ein Meisterwerk wie „Zeiten des Aufbruchs“ verfasst und ich ...?

M: Meinst du nicht, dass es fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, als Autor die eigenen Werke zu beurteilen?

S: Natürlich, keine Frage. Aber ... ich bewundere natürlich das, was andere machen. Und das Werk, das genannte, ist durchaus meisterlich.

M: Bewunderung ist ja oft die Grundlage des eigenen Antriebs zur Kreativität.

S: Ja, so sehe ich das auch. Bewunderung. Und der Drang, es ähnlich zu machen.

M: Diesen Drang hast du, wie ich weiß, schon früh entwickelt. Wir könnten, schlage ich vor, gleich mal bei der Lyrik bleiben. Du hast drei Lyrikbände veröffentlicht.

S: Genau, wie du sagst, drei Stück, weil die Sonette in „Presto Agitato“, die zähle ich nicht.

M: Du hast die Sonette verworfen?

S: Verworfen ... vielleicht nicht .... Aber es ist nur eine Spielerei gewesen. Nichts, wo ich dahinterstehen kann. In einer Phase des Suchens und der Unreife verfasst. Damals war das sicher das, wozu ich imstande war, aber heute ... Nein.

M: Also, drei Lyrikbände, die Hand und Fuß haben. Könntest du umreißen, wie du zu deinen Gedichten kommst, wie sie entstehen? Schreibst du mit der Hand, am PC? Entsteht ein Gedicht pro Tag, hast du Phasen?

S: Ich habe ganz eindeutig Phasen. Und zwischen den Phasen sind große Sprünge. Sowohl große Zeitsprünge als auch Sprünge in meiner lyrischen Entwicklung. Wir reden heute, im Jahr 2023, und es ist mehr als ein Jahr vergangen, in dem ich kein einziges Gedicht verfasst habe.

M: Und das quält dich gar nicht?

S: Seitdem, was mir letzten Winter passiert ist, quält mich das nicht mehr, nein.

M: Kommen wir darauf noch nachher zu sprechen. Du fühlst dich also nicht ...

S: Nein, ich fühle mich nicht schlecht deshalb. Ich habe in den letzten fünfzehn Jahren so viele Gedichte geschrieben, dass ich die nächsten, sagen wir, sechs Jahre ein Büchlein pro Jahr veröffentlichen könnte und jeder würde glauben: „Ah, der schreibt jedes Jahr fleißig einen Gedichtband“. Ich könnte also, bis ich fünfundvierzig bin, jedes Jahr einen Gedichtband

herausgeben und in Wirklichkeit sechs Jahre lang, ohne auch nur einen Finger zu rühren, irgendwo als Eremit verbringen und Blumen züchten und keiner würde merken, dass ich nichts getan hätte.

M: Du hast ja nicht nichts getan, wenn du so viel veröffentlichen könntest.

S: Nein, natürlich nicht .... Aber was war, das war. Man zehrt nur vom Alten. Die Zeit, in der man *gegenwärtig* nichts tut, kann ja trotzdem als qualvoll oder sinnlos erlebt werden, auch wenn man in den letzten Jahren sieben Romane verfasst hätte. Wenn ich in den nächsten sieben Jahren nichts mache, sind diese nächsten sieben Jahre ja vielleicht trotzdem quälend. Das ist ja die große ethische, wenn man so will, Herausforderung des künstlerischen Daseins: Es wirkt nur in der Gegenwart. Was vorbei ist, ist vorbei.

M: Würdest du nicht sagen, dass man von einem künstlerischen Werk sozusagen – du hast das Wort verwendet – auch *zehren* kann?

S: Schwer zu sagen .... Ja, eine Zeitlang vielleicht. Aber ... Was mache ich *jetzt* mit meinen Romanen, wenn ich *jetzt* einsam bin oder mich *jetzt* scheiße fühle?

M: Du kannst immerhin auf etwas zurückblicken, was du geleistet hast.

S: Das ist vielleicht der kleine Vorteil, den man als Künstler hat. Aber ... Da geht's ja um die Frage des Ruhms. Die ethische Frage ist aber eine andere: es ist die Frage des Lebens, des konkreten Lebens hier und jetzt. Ich kenne zum Beispiel eine Autorin, eine ältere Dame, die einen großartigen Roman verfasst hat, der – das kann man schon so sagen – zum Klassiker geworden ist. Ihr Mann ist verstorben und Kinder hat sie nie haben können, soweit ich weiß. Ich weiß nicht, wie es ihr zurzeit geht, aber ich denke manchmal an sie. Ich frage mich, ob sie sich einsam fühlt, so ganz ohne Familie, ohne eine menschliche Aufgabe.

M: Du meinst nicht, dass sie stolz sein kann auf ihr Werk?

S: Sicher kann sie stolz sein, keine Frage, aber darum geht's ja nicht. Stolz wärmt nicht ewig. Irgendwann ist die Glut des Stolzes verloschen, irgendwann ist der Höhepunkt der Freude erreicht, und dann geht das Leben wieder weiter ... Was machst du mit deinem ganzen Stolz, wenn du am Abend einsam zuhause sitzt und dich danach sehnst, dass jemand mit dir spricht oder dass du eine menschliche Aufgabe im Leben hast? So vermeintlich banale Dinge wie: dass du für jemanden mal was kochen kannst, dass du jemandem helfen kannst; dass dich vielleicht jemand anruft ... Das ist das, was ich unter „Ethik“ verstehe, man kann auch sagen, Religion, in einem weiteren Sinne. Die Frage nach dem „Wie soll ich leben?“, ja, wie soll ich leben, dass es ein gutes Leben ist? Wenn die Frage nach dem Ruhm beantwortet ist, stellt sich die Frage nach der Ethik, nach dem Ethos, nach dem „Wie soll ich leben?“ Wenn man sehr jung ist und ehrgeizig, dann konzentriert man sich mit ganzer Energie auf das Schaffen, auf die Arbeit. Man vernachlässigt dabei sein Leben, ganz natürlicherweise. Ich hab das auch so gemacht. Ich habe mir in den Hochphasen meiner Schaffenszeit kein Leben gegönnt. Natürlich bin ich auch gewissermaßen stolz drauf. Ich glaube, Nietzsche sagt das irgendwo: in der Lustlosigkeit der Entsagung hat man immerhin noch Lust an der Entsagung. Ich kann das nicht wörtlich zitieren, aber sinngemäß. So ist das. Und dann wird man älter, sitzt am Abend allein herum und fragt sich: Und, was jetzt? So geht's den Superstars, die einen Oscar nach dem anderen gewinnen, dann aber einsam und allein in ihren Villen sitzen, denen die Haushälter alle Arbeit abnehmen und die viel Zeit haben, um nachzudenken und zu fühlen ...

Und wenn das Nachdenken und Fühlen zu schmerzhaft ist, weil man draufkommt, dass man irgendwie leerläuft, dann muss man Drogen nehmen. Oder man tritt einer Sekte bei.

M: Hast du dir die Frage „Was jetzt?“ oft gestellt?

S: Seit meiner Krise schon einige Male. Und, was jetzt? Am Anfang so einer Frage steht eine ziemliche Zerknirschung: Man klagt sich selber an, man sagt sich „Ich hätte das und das nicht machen sollen, ich hätte mehr leben sollen, ich war ein Idiot, weil ich dies und das vernachlässigt habe“ und so weiter. Man suhlt sich in seiner eigenen Selbstquälerei, in den Vorwürfen, die man sich macht ... Aber dann, so ist es mir zumindest ergangen, versteht man langsam, warum man so gelebt hat, warum man so leben *musste*, wie man gelebt hat. Man lernt sich selber kennen. Man lernt sich selber zu verzeihen. In dieser Phase bin ich jetzt. In der Anfangsphase so einer Krise ist das Schlimmste, dass man eine Art Hass zu empfinden beginnt gegen das, was einem am Leben abgehalten hat: gegen das Werk, gegen das Schreiben, in dem Fall. Aber jetzt habe ich erkannt: Ich kann ja keinen Hass gegen das Messer empfinden, mit dem ich mir Wunden geritzt habe. Weil eigentlich hätte ich's auch zum Butterschmieren verwenden können. Das Problem war nicht beim Messer, das Problem war ich selber. Das Problem ist man immer selber.

M: Und du sagst, du hast erkannt ...

S: Und weil ich das erkannt habe, bin ich nachsichtiger mit mir geworden. Und ich habe das Gefühl, dass ich, weil ich keinen Hass mehr aufs Schreiben empfinde, wieder anfangen kann zu schreiben. Kurz gesagt.

M: Es war also eine Art klassischer Schreibblockade?

S: Nein, eine Blockade hatte ich da nie. Ich hätte immer schreiben können, jederzeit, auf Befehl sozusagen, aber es hätte sich sinnlos angefühlt, ohne ein inneres „ich will das“. Also, keine Blockade des Schaffens, sondern einfach eine Blockade gegen mich selber. Ein Hass gegen mich selber. Eine Orientierungslosigkeit, ein „Was für einen Sinn hat das alles?“

M: Wir haben uns im Vorfeld, zur Vorbereitung dieses Gesprächs darüber unterhalten: wenn ich mich recht orientiere, war das die Phase, als du extreme Angstattden hattest.

S: Genau.

M: Kannst du das vielleicht kurz schildern? Wie ist es dir da gegangen?

S: Hättest du mich vor einigen Monaten gefragt, hätte ich dir nichts schildern können, aber jetzt bin ich wirklich klarer im Kopf. Also .... Es war, ich weiß es jetzt eben besser, es war eine Folge, erstens, einer extremen Arbeitsanspannung, die sich über viele, viele Jahre hingezogen hat, man würde heute wohl neudeutsch „Burnout“ dazu sagen; zweitens, besagter Entsagung, in der mein seelisches Leben zu kurz gekommen ist; drittens, einer Folge hochkommender Traumata, die ihrerseits hochgekommen sind aufgrund spezieller leider sehr ungünstiger Umstände in meinen engsten Kreisen in den letzten Jahren und viertens dem daraus folgenden Gefühl extremer Hilflosigkeit und Einsamkeit, die zwar nie wirklich echt war, weil ich mich nicht als einsam bezeichnen würde mit all meinen Freundschaften und dem Wohlwollen, das ich erfahren darf, aber ... eine gefühlte Einsamkeit, die extrem ... furchtbar war. Aber das Gefühlte ist ja, weil es in uns drinnen ist, immer das Echte.

M: Kannst du, falls es nicht zu viel für dich ist, für unser Gespräch vielleicht, kurz umreißen, was da passiert ist mit dir?

S: Wie gesagt, diese vier Aspekte sind zusammengekommen, wie rasende Autos bei einer Massenkarambolage auf der Autobahn. Erst bremst das erste Auto aus, weil der Fahrer nichts mehr sehen kann. Dann fährt der erste hinten drauf, dann der nächste und so weiter. Es ist also etwas passiert, was nicht zu verhindern war. Es war zwar alles eine, wenn man so will, eingebildete Einsamkeit, ein eingebildetes Leiden, aber es war alles echt.

M: Du konntest nicht schlafen, nicht arbeiten.

S: Genau, ich habe, meistens abends, gegen achtzehn Uhr, so ein Gefühl der Unheimlichkeit gehabt, ein sehr schwer zu beschreibendes Gefühl der Unheimlichkeit, als würde sich das Zimmer, in dem ich mich aufhalte, mit einem Gas des Grauens füllen. Und dann ist etwas mit meinem Körper passiert: Ich weiß ja rein zerebral, was da passiert ist, ich wusste es auch währenddessen schon zerebral, aber wenn es passiert, passiert es und man kann es kaum aufhalten: Mein Puls war schneller, mein Herz hat geklopft, ich hatte Angst, selber zu sterben und dabei anderen, die mich lieben, extremes Leid zu verursachen; gleichzeitig hatte ich Angst, dass Menschen, die ich liebe, sterben ... Es war wie eine sozusagen „Umwölkung“ durch den Tod. So als ob jemand vor meiner Wohnungstür stehen würde und dabei wäre, die Riegel aufzubrechen: Es kommt wer rein, es dringt jemand ein. Ich weiß und wusste damals schon, wie gesagt, was da passiert ist: Eine starke Ausschüttung von Adrenalin, ich musste in der Nacht hundertmal aufs Klo, ich konnte keine angenehme Position im Bett finden, mein Atem ging stockend .... Und falls ich dann doch eingeschlafen bin, dann erst gegen fünf Uhr in der Früh. Ich habe dann meist erst am Vormittag schlafen können.

M: Klingt nach einer extremen Erschöpfungsdespression.

S: Ja, wie gesagt ... so etwas in der Art war das wohl.

M: Hast du dir Hilfe geholt?

S: Ich habe therapeutische Hilfe gesucht, dann erst zu meditieren begonnen. Das hat mich gerettet, würde ich sagen. Die Therapie hat nichts gebracht, die war völlig sinnlos. Weil ich wusste die ganze Zeit, woran das alles liegt. Ich war mir der Geschichten, die das alles verursachen, völlig bewusst. Nur waren die Geschichten wie lose Geister, die gespuht haben. Durch die Meditation habe ich sie sozusagen erst gebändigt. Und erst vor wenigen Wochen wieder ist es mir noch eine Spur klarer geworden. Das war fast ein richtiges Glücksgefühl. Zu erkennen, was es ist, was mir da solche Angst gemacht hat. Es war ein extrem befreiendes Gefühl war, endlich zum Kern meiner Angst vorzudringen. Ich konnte sie da zum ersten Mal benennen und erfassen, auch mithilfe einer symbolischen Figur, die ich dann in der Hand halte ... Und dadurch habe ich sozusagen einen sehr konkreten Gegenstand meiner Meditation. Aber, wir schweifen ja ab ... du wolltest mich eigentlich über die Lyrik was fragen.

M: Wir sind stehengeblieben bei deinen lyrischen Phasen.

S: Ja, genau! Phasen .... Natürlich, in so einem Zustand kann man so gut wie nichts schreiben. Auf Befehl wohl schon, aber nicht intrinsisch motiviert. Wie schon gesagt: Nicht weil ich nicht könnte, sondern weil ich keinen *Sinn* darin sehe. Das ist ja auch das eigentlich Anstrengende und Schwierige an der kreativen Arbeit: Dass man sie nur ausführen kann, wenn man eben *kann*. Wenn ich Buchhalter wäre, könnte ich den Job wohl auch machen, wenn ich solche Zustände hätte. Oder Buschauffeur kann ich auch sein, wenn ich solche Zustände habe. Natürlich, es gibt tiefe Grade der

Depression und Verzweiflung, in denen man nicht mal Busfahren kann, aber du weißt, was ich meine ... Es war in dieser Phase auch ein extremes Problem, meiner seelsorgerlichen Arbeit nachzugehen. Ich habe mir gedacht: „Wie soll ich anderen Menschen helfen, wo ich selber so *hinnig in der Birne* bin“, wie die Wiener so charmant sagen. Erstens. Und zweitens, ich hatte manchmal Bilder im Kopf, ziemlich arge Bilder von Geschehnissen, die mir Insassen erzählt hatten ....

M: Du hast also die Geschichten, du hast alles sehr nah an dich herangelassen?

S: Ja, manche Geschichten, die ich anvertraut bekommen habe, viel zu nah. Viel zu nah, ich habe mich plötzlich wie in ihn hineinversetzt gefühlt, in diese Schuld, in diese Leiden, in die Unumkehrbarkeit gewisser Tat. Ich habe mich selber so einsam gefühlt in dem Moment, dass mir bewusst war, wie extrem einsam *er*, also der Insasse, der mir das erzählt hat, sein muss nach dem, was er getan hat. Das war furchtbar. Es war, wenn man so will, ein existenziell extrem dichter Moment. Den ich jetzt im Nachhinein nicht missen will. Aber wenn man ständig so dichte Momente hätte, sozusagen von solchen dichten Existenzempfindungen überrumpelt wäre, da könnte man nichts tun, weder als Seelsorger arbeiten noch Romane schreiben ... Woran man auch im Übrigen sieht, wie sehr wir als Künstler immer an der Oberfläche bleiben, ja zwangsweise bleiben *müssen*, weil wenn wir wirklich das fühlen würden, was der Mörder fühlt, wenn wir als Autoren wirklich das fühlen würden, was das Opfer fühlt: wir wären reif für die Psychiatrie. Deshalb schaue ich mir auch nie Krimis an und lese auch keine. Weil ich es, gelinde gesagt, pervers finde, sich am Leid der anderen zu berauschen, vor allem, wenn man selber ohne Ernsthaftigkeit und Tiefsinn ist, das heißt, nicht einmal auf den Gedanken kommt, dass man sich in das Leid eines anderen hineinversetzen könnte.

M: Also, wie beim Tourismus. Eine Abneigung gegen das Unechte höre ich da heraus.

S: Ja, danke, du schlägst da den Bogen. Das stimmt. Ich finde, Krimis sind ebenso pervers wie Pornos. Krimis und Pornos sind das Gift unserer Zeit. Ich habe mir im Übrigen auch noch nie einen Porno angesehen. Ich bin, was das betrifft, völlig jungfräulich. Jedenfalls, um die Kurve zu kriegen ... Die besten unter den Autoren sind auch in der Psychiatrie gelandet, etwa der erwähnte Yates. Wenn ich das so sage und denke, frage ich mich schon: Warum tue ich mir das Schreiben an? Wieso hab ich mir nicht einfach einen Job gesucht, der nett und bequem ist und mache mein Ding, geh am Abend heim, schau mir eine Netflix-Serie an und fress' am Wochenende meine Stelze mit Bratkartoffeln? Aber auch diese Frage hat sich im Laufe der Krise neulich beantwortet: weil ich eben *ich* bin. Weil ich eben mein Schicksal habe und weil ich diverse – ich sage das jetzt auch mal so – *fragwürdige* Dinge erlebt habe, die mich zu dem gemacht haben, der ich bin. Das denke ich auch immer wieder bei Berichterstattungen aus dem Krieg: ich denke da immer an die Kinder. Eigentlich immer nur an die Kinder. Kinder, die sehen müssen, wie ihre Eltern zerfetzt werden, ihre Geschwister sterben müssen: Solche Menschen, ich meine, Kinder, wenn sie dann alt werden: die können kein normales Leben mehr führen. Entweder werden sie wahnsinnig und schlucken Psychopharmaka, oder sie haben Glück und finden einen guten Therapeuten; oder sie haben Glück, wie ich, haben genug familiären Hintergrund und Stütze, auch genug Geld im Hintergrund, und können sich im Schreiben, im Malen, im Singen ausdrücken und dadurch austoben. Aber solche Kinder einfach in die Schule zu stecken und zu sagen: „Setz dich hin, funktionier wie alle anderen auch!“, das ist Mord an diesen Kindern. Echter Seelenmord. Das ganze wirtschaftliche System ist

Seelenmord, eigentlich. Weil es richtet sich nur an die Menschen, die funktionieren *können*. Die die Kraft dazu haben. Wenn man selber nicht mehr leben *kann*, ist man draußen. So einfach ist das.

M: Würdest du sagen, damit wir den Gedanken nun ein bisschen weiterführen, dass ein schöpferisches Werk ohne Leid nicht vorstellbar ist?

S: Doch, es ist schon vorstellbar ohne Leid, aber es hat vielleicht keine Tiefe. Ich will damit nicht sagen, dass meine Sachen Tiefe haben ... Ich denke, wenn mein Leben aus ist – und ich würde gern sehr alt werden, hoffentlich werde ich das! – und ich habe zwei oder drei Bücher hinterlassen, die stark sind und die den einen oder anderen anregen, aufzuehnen, die für den einen oder anderen wichtig sind, dann wäre das schon nicht schlecht. Oder vielleicht realistischer: wenn ich vielleicht auch nur *ein* Gedicht hinterlassen kann aus all dem Wust, den ich verfasst habe, *ein* Gedicht, das einem anderen Menschen mal wichtig werden kann ... Das wäre schon schön. Wie Rilke im „Malte“ sagt: Gedichte werden ja geschrieben, dass man sich an sie erinnert. Dann erinnert sich vielleicht wer an mein Gedicht und das stärkt ihn.

M: Das wäre mehr, als was andere Menschen in ihrem Leben geschafft haben, oder?

S: Kann sein ... am Ende ist ja alles vergänglich: Bau ein Haus, ein Erdbeben zerstört es. Zeug ein Kind, auch das kann sterben, Gott bewahre, aber so ist es. Pflanz einen Baum, auch der kann gefällt werden. Aber wenn man ein künstlerisches Werk erschafft: das ist im Herzen der Menschen drin.

M: Ein Kind auch, ein Baum auch.

S: Ja, du sagst es, natürlich, weil – oder anders: wenn man es liebt. Aber ... Ich glaube, wir müssen uns einfach damit abfinden, dass alles dem Tode geweiht ist. Es gibt einfach keine Sicherheiten. Die Kunst im Leben ist die, dass man *trotzdem* etwas tut. Als ich meine Krise hatte, die, von der wir eben gesprochen haben, da hatte ich den Tod vor Augen, die ganze Zeit, und habe mir dauernd gesagt: Es hat alles keinen Sinn, warum mache ich dies, warum mache ich das? Weil angesichts des Todes ist alles absurd.

M: Thomas Bernhard.

S: Ach so, ist das von ihm? Wusste ich nicht. Ich glaube, ich habe mich damit abgefunden, dass es einfach so ist wie es ist. Das „Es ist wie es ist“, das ist die Weisheit des Zen, des Buddhismus. Es gibt keinen Trost, es ist wie es ist. Und lebe trotzdem. In diesem Buddhistischen Trotzdem ist mehr Glaube als in allen christlichen Tröstungen. Finde ich. Ich kann jedenfalls mit diesen christlichen Werten und Tröstungen nichts mehr anfangen. Ebenso wie mit dem Begriff „westliche Werte“ ... in deren Namen in dem Moment, wo wir hier reden, Kinder und Unschuldige weltweit erschossen und ermordet und versklavt werden. Aber gut, ich will nicht politisch werden. Wir schweifen immer mehr ab von der Lyrik. Wobei auch nicht, weil wie gesagt: Schreiben kann ich nur, wenn ich *kann*. Das heißt, wenn ich stark bin. Wenn ich mich innerlich sicher fühle. Mit der Panik, der Depression und Todesgedanken vor Augen kann keiner schreiben.

M: Der Mythos vom unglücklichen Schriftsteller? Würdest du das so sehen?

S: Ja, ein blödsinniger Mythos. Ich weiß nicht, vielleicht die Folge des romantischen Denkens im Europa des neunzehnten Jahrhunderts. Natürlich muss man ein Leid haben oder etwas, was einem wichtig ist. Also, man muss schon an etwas „gelitten“ haben, etwas gefühlt haben in erster Linie, weil wenn man nichts fühlt, kann man auch nichts sagen; und wenn man nichts zu sagen hat, produziert man nur Papier und Buchstaben. Aber wirklich arbeiten: das weiß doch jeder, der auch

nur an der Kasse bedient, das kann man nur, wenn man innerlich frisch und munter ist. Das gilt ebenso für Autoren. Aber ich glaube, dieser Leidensmythos ist sowieso nur im deutschsprachigen Raum verbreitet. Eine Folge der Romantik. Die klassischen Franzosen – Racine, Molière – haben ebenso wenig daran geglaubt wie die klassischen Briten: Thackeray, Dickens ... Das waren starke Männer, Männer des Geistes, die sicher ihre Krisen und Depressionen hatten, die sie aber überwunden haben. Erst wenn man etwas überwunden hat, kann man darüber schreiben. Das meint Tschewow auch damit: Man soll sich erst zum Schreiben niedersetzen, wenn man innerlich abgekühlt ist. Mir scheint, im deutschsprachigen Kontext rührt man viel zu sehr in Leiden herum, vor allem in noch nicht überwundenen Leiden. Aber Goethe hatte im Eckermann ja auch dafür schon eine Antwort, an der sich auch die zeitgenössische Literatur ein Vorbild nehmen könnte: Klassik ist gesund, Romantik ist krank. Goethe sagt das so, auf den Punkt gebracht. Und ich gebe ihm im Wesentlichen recht. Man könnte sagen: Romantik ist unreif; aber wer reif geworden ist, der *ist* einfach klassisch. Womit wir doch wieder vielleicht bei der Lyrik wären? Übrigens, dein schönes Nachwort in „Unter den Birken vielleicht“: das ist im Grunde die beste Analyse, auf den Punkt gebracht, das muss man nicht mehr groß ergänzen.

M: Ich würde trotzdem gern, wenigstens noch kurz, von dir selber hören: Wie stehst du selber zu deinen Gedichten?

S: Gute Frage. Stehen im Sinne von ...? Meinst du, bewerten?

M: Nein, sondern eher: welchen Stellenwert haben deine Gedichte für dich selber?

S: Ich könnte wie ein Politiker jetzt antworten: „einen hohen“.

M: Weil du in ihnen ...

S: Weil ich das Gefühl habe, dass da in den Gedichten nichts konstruiert ist. Wenn sie gelingen, sind sie echt. Ein Kollege von mir, der Dichter Jonathan Perry und ich, wir haben uns oft über unsere Sachen unterhalten und er meinte – wieder wörtlich zitiert kriege ich das nicht hin, aber ungefähr – dass das, was ihm an meinen gelungenen Gedichten gefällt, der Umstand ist, dass sie voller Leben sind. Wenn man das selber so ausspricht, klingt das etwas größenwahnsinnig vielleicht, aber andererseits: warum soll ein Pianist, der gut ist, nicht sagen können: „Mir ist etwas gelungen, was Leben hat“?. Also ja, insofern haben die Gedichte einen hohen Stellenwert, jedenfalls immer dann, wenn sie lebendig sind.

M: Im Sinne von echt und wahrhaftig?

S: Ja, die besten Gedichte überhaupt sind wahrhaftig, lebendig. Man spürt das sofort, wenn etwas konstruiert und gestellt ist. Meine ersten Sachen, die Sonette, die ganzen Sprachspiele, die sind konstruiert und gestellt. Ich glaube, du hast das auch in deinem Nachwort eingebaut: den Charles Bukowski. Ich mag seine Gedichte, oder besser: Prosapoeme; nicht alle, aber sehr viele, einfach weil sie echt sind, und oft auch sehr lustig. Natürlich: er jammert auch viel herum und wiederholt sich und vieles ist einfach nur geschrieben worden, weil er nichts Besseres zu tun hatte an dem Tag, aber gut ...

M: (lacht) Ich frage dich also jetzt nicht, was ein gutes Gedicht ausmacht.

S: Das, was jedes echte Kunstwerk ausmacht: Können einerseits, also nüchternes Wissen und Handwerk, wenn man so will; und Gefühl andererseits, also die lebendige Mischung aus der

„stahlharten“ Einstellung eines Uhrmachers und derjenigen einer weichherzigen Mutter, die ihrem Kind liebevoll die Windeln wechselt.

M: Ist dir das Bild jetzt eingefallen, oder ist das sozusagen ein alter Gedanke, eine Haltung von dir?

S: Ja, das ist mir jetzt eingefallen, aber es trifft die Sache gut, denke ich. Ich mag Gedichte nicht, die konstruiert sind, oder die nur einem vermeintlich hohen Kunstideal entsprechen, oder in denen semi-liturgischer Bombast aus.... aus.... wie soll ich sagen?

M: Ausgedrückt wird.

S: Ja, nein ... Wenn's wenigstens Ausdruck wäre. Eher, *ausgepresst* wird. Wie beim Kacken. Man drückt und drückt und bildet sich ein, man müsste kacken, aber es kommt nix. Viele Kunstwerke, die schlecht sind, sind genau so entstanden: der Künstler hat auf Druck, auf Biegen und Brechen etwas auskacken wollen .... Man darf nichts forcieren, sagt Goethe. Ja, man muss arbeiten. „Toujours travailler“, sagt Rodin. Aber nichts forcieren, sagt Goethe. Beides muss zusammengehen. Immer arbeiten, immer fleißig an der Sache bleiben, bei der Sache bleiben, aber nichts erzwingen. Das ist eigentlich heillos schwierig.

M: Wäre es bei Romanen oder Erzählungen, die du ja auch verfasst hast, anders?

S: Nein, kaum. Zumindest .... Also, alle Sachen, bei denen ich gedrückt und mich angestrengt habe, sind mir misslungen. Kann sein, dass das in Zukunft anders sein wird. Thomas Mann, fällt mir ein, sagt in einer Tagebucheintragung irgendwo, er schreibe jetzt die ganze Zeit eigentlich ohne echte Lust, aber man dürfe es im Ergebnis nicht merken. Wenn ich ohne Lust schreibe, dann sieht man es im Ergebnis. Finde ich zumindest.

M: Wie hast du „Die gelben Quadrate“ verfasst?

S: Gute Frage. Ich war dreißig und wollte unbedingt ... Nein, ich war noch keine dreißig, ich wurde es in ein paar Monaten. Und ich wollte noch unbedingt vor Vollendung dieser ominösen Zahl einen Roman verfasst haben. Und das habe ich denn auch getan.

M: Und das ging so schnell?

S: Ja, ich schreibe schnell, wie du ja weißt.

M: Ja, aber die Quadrate haben ja mehr als dreihundert Seiten.

S: Die Skizzen und Ideen zu dem Buch hatte ich ja schon lange liegen. Nur geschrieben hatte ich nichts. Aber die Gelben Quadrate sind jetzt nicht eigentlich ....

M: Nicht dein Lieblingswerk?

S: Nein, nicht wirklich.

M: Hast du unter deinen Prosasachen ein Werk, das dir besonders am Herzen liegt?

S: Es gibt einzelne Kurzgeschichten, die mir sehr am Herzen liegen, aber etwas Längeres, was mir als, ich sage das jetzt mal so, „Meisterwerk“ vorkommt, das gibt's leider nicht. Wie gesagt: Ich bewundere etwa den Yates für „Zeiten des Aufbruchs“. Ich hätte auch gern das eine Buch in seinem Alter verfasst.

M: Dann hättest du's verfasst ...

S: Und vielleicht wäre nie etwas danach gekommen, meinst du? Dann sind wir wieder am Anfang der Suche. Wir haben das Problem des Ruhmes gelöst, aber das eigentliche Problem, das ethische und das religiöse, das quält uns noch immer. Tolstois Krise wird, wenn ich das in dem

Zusammenhang anfügen darf, glaube ich zumindest, missverstanden: Kein Werk kann dir das eine und wahre und echte ersetzen: menschlichen Kontakt und menschlichen Sinn.

M: Wozu dann überhaupt schreiben?

S: Vielleicht wegen des „Trotzdem“? Und irgendetwas muss man ja den ganzen Tag lang tun. Oder wie der Thomas Bernhard, den du vorher schon aufs Tapet gebracht hast, sagt: Weil die in der Papierproduktion für Klopapierrollen nicht ausgelastet sind, müssen sie halt auch Bücher drucken.

M: Siehst du das manchmal so?

S: Ja, in letzter Zeit immer öfter. Am Ende nämlich ist alles wurscht. Du kannst nichts mitnehmen. Außer vielleicht eine schöne Erinnerung. Es gibt diese wunderbare Stelle in den Karamasows, die übrigens, meines Erachtens, wie der Hesse sagt, wirklich ein Wunder sind: es ist ein Wunder, dass ein Mensch so einen Roman schreiben konnte, ebenso wie es Wunder ist, dass ein Mensch den David aus dem Stein schlagen konnte ... wie ich den David in Florenz zum ersten Mal im Original gesehen habe, das war wie ein religiöses ... wie eine religiöse *Offenbarung*. Man hatte das Gefühl, man muss niederknien, wirklich, ich übertreibe nicht, niederknien vor dem, was ein Mensch zu tun imstande ist, ein Gefühl, das ich übrigens nur noch gehabt habe bei der Musik von Bach. Wenn ich nachts Bach gehört hab', was ich eine Zeitlang gemacht habe, vor allem die Klavierkonzerte, dann hatte ich das Gefühl: wenn all das, was passiert ist, in den letzten Milliarden Jahren, nur passiert sein sollte, damit es diese *eine* Passage aus dem *einen* Klavierkonzert von Bach gibt, dann war nichts von dem, was passiert ist, umsonst. So zu denken, ist vielleicht ein Hohn und Frevel angesichts all des Grauens der menschlichen Geschichte, aber ... Es war – allein schon, wenn ich das jetzt wieder so sage, ergreift's mich irgendwie – eine Art Offenbarung, eine Art ...

M: Gottesbeweis?

S: Nein, ja ... Vielleicht. Jedenfalls, anders: ein Beweis für das Leben. Für das Leben an sich. Jedenfalls, was ich sagen wollte, um das nicht zu vergessen: in den Karamasows gibt's eine Stelle, wo eine Figur sagt, ich weiß nicht mehr, wer das ist, vielleicht auch der auktoriale Erzähler: Es gibt nichts Besseres, was man einem Kind geben kann als eine gute Erinnerung. Wenn es auch nur *eine* gute Erinnerung ist. Diese *eine* gute Erinnerung kann einen am Leben halten, in einer furchtbaren Lebenssituation. Das meine ich mit dem ethischen Problem: kein Kunstwerk kann das ethische Problem lösen.

M: Welche Aufgabe hat dann die Kunst, deiner Meinung nach?

S: Keine Ahnung. Vielleicht hat sie die Aufgabe .... Dass wir spielen. Dass wir spielen mit dem, was die Welt uns gibt. Und wenn wir dessen bewusstwerden, dass wir spielen, mit Betonung auf dem *Dass*, dann spielen wir gut, mit Freude, wenn wir annehmen können, dass wir spielen, was aber nur geht, wenn wir nicht alles so todernst nehmen.

M: Du hast dein Werk aber immer sehr ernst genommen, wenn ich dich richtig verstanden habe?

S: Ja, weil ... weil ich mich selber ernst genommen habe. Wenn du anfängst zu schreiben, steht alles auf dem Spiel. Ich kann mich erinnern: Wie ich versucht habe, meine erste Kurzgeschichte zu verfassen: das war eine Katastrophe. Ich konnte es nicht, ich habe gedacht, ich schaffe das nie. Ich hab geheult. Wirklich buchstäblich geheult hab' ich.

M: Warum?

S: Ja, ich habe geheult und mir gedacht, es wird nie klappen. Es war furchtbar. Ich hab' mich im Nachhinein oft gefragt, ob alle, die zu schreiben anfangen, solche extremen Gefühlslagen dabei haben ... oder habe ich das nur gehabt, weil ich so angespannt war? Henne oder Ei, was war zuerst? So im Nachhinein betrachtet: es war schon irgendwie pathologisch, krank.

M: Weil so viel für dich auf dem Spiel gestanden ist?

S: Ja. Ich habe wohl gespürt damals, dass ich das machen *muss*. Und dann, wie mir die erste eigenständige Geschichte geglückt ist .... Das Selbstbewusstsein, das ich daraus gezogen habe, das extreme Glücksgefühl, das war .... Vielleicht ... Ich habe mir oft gedacht, vielleicht fühlen werdende Eltern so. Ein extremer Stolz, eine extreme Lebenslust hat mich da erfüllt. Plötzlich hatte alles irgendwie einen Sinn. Es gab ein Ziel. Ich *selber* war plötzlich wer. Ich war – für mich – nicht mehr ein Niemand, ich war wer.

M: So wie Menschen, die Instagram machen, wie du sagst: die sind dann wer.

S: Ja, nur dass es bei mir echt war. Es hat mich zerrissen.

M: Nein, das war ja nur ein Scherz! Es waren also extreme Gefühlslagen damals.

S: Ja, sehr extreme Gefühlslagen. Wenn man von heute darauf zurückblickt, kann man sich fragen: Und das nur wegen Buchstaben auf Papier, das kann's ja wohl nicht wahr sein, oder?

M: Aber doch war's so.

S: Ja, es war furchtbar.

M: Und doch auch schön, sonst hättest du nicht weitergemacht, oder?

S: Ja, aber doch in erster Linie furchtbar, weil ... Weil was, wenn ich's hätte bleiben lassen? Ich frage mich das oft. Ich glaube, ich wäre verendet.

M: Verendet?

S: Seelisch kaputt gegangen. Ich weiß, das klingt vielleicht komplett dramatisch und überzogen. Aber wie gesagt, ich frage es mich nur.

M: Du hast die Glücksgefühle verglichen mit Menschen, die ein Kind kriegen.

S: Ja, und die sich im Nachhinein sagen müssen: dieses Kind, das war, das ist mein Lebenszweck und mein Sinn. Und die dann vielleicht, wenn das Kind größer ist, mal innehalten und sich fragen: Was, wenn dieses Kind nie gekommen wäre? Wie einsam, wie sinnlos wäre mein ganzes Leben gewesen! Wenn jemand, der so innehält, sich das fragt: das kann schon sehr erschütternd sein.

M: Ein existenziell dichter Moment.

S: Ja, wenn wir uns die letzten Fragen stellen – aus der Dankbarkeit heraus –, dann ist die Dankbarkeit immer umschattet von der Panik, von dem Grauen. Zumindest glaube ich das. Es gibt keine echte Dankbarkeit ohne den Beigeschmack der Panik, der Angst und des Todesgrauens. Nur muss man diese Schlacken überwinden. Und dann bleibt das, was rein ist und geläutert: die Dankbarkeit.

M: Das Schreiben war also völlig Lebenszweck.

S: Völlig. Und deshalb meinte ich ja vorhin: Ich kann mir selber gar nicht mehr böse sein dafür, dass ich eine Zeitlang alles darüber vernachlässigt habe. Aber es tut auch einem Kind nicht gut, wenn es Eltern hat, die sich selber um des Kindes willen völlig vernachlässigen. Also, es tut meinem Werk nicht gut, wenn ich mich vernichte um seinetwillen.

M: Sehr verständlich.

S: Und leicht dahingesagt, aber eine für mich extrem große Erkenntnis der letzten Monate ... Schau dir, wir hatten ihn schon: den Nietzsche an. Zum Beispiel. Seitdem ich irgendwie spüre – oder mir einbilde zu spüren –, dass er sich für ein Werk geopfert hat, dass er also selber das mit seinem Werk und für sein Werk gemacht hat, wovon die Christen sagen, dass es Jesus „für uns“ gemacht hat: seitdem kann ich seine Sachen nicht mehr lesen, sie ekeln mich an.

M: Nietzsche?

S: Ja. Aber das ist vielleicht nur eine Phase. Vielleicht kommt wieder eine Phase, wo ich seine Werke lesen kann, wer weiß.

M: Du hast, wenn ich jetzt mal springen darf ...

S: (lacht) Ich glaube, etwas Präziseres wirst du aus mir über die Gedichte nicht mehr herausbekommen.

M: Deshalb ein kleiner Sprung. Du hast gesagt, in den letzten Jahren hast du sehr ungünstige Umstände gehabt?

S: Ja, so in der Art.

M: Ungünstige Umstände, unter denen die, du hast das Bild gebraucht, Massenkarambolage passiert ist? Wie hast du, in diesem Sinne, die Corona-Zeit erlebt?

S: Oje, jetzt kommt das. Es war sehr unangenehm. Währenddessen habe ich's wahrscheinlich nicht so empfunden, aber jetzt im Nachhinein ... unangenehm. Sehr einsam, über lange Strecken.

M: Weil ...

S: Ich hab es währenddessen vielleicht nicht so empfunden, aber .... Die Menschen waren alle aufgeschaukelt, es war ja faktisch fast wie in einem Krieg. Die eine Seite hat das geschrien, die andere das. Und ich stand dazwischen und wusste nicht, was richtig oder falsch ist. Und hab' mich währenddessen so oft gewundert: Wie können die Leute das immer alles so genau wissen?

M: Du meinst, wegen der Maßnahmen der Regierungen?

S: Ja, nicht nur das. Das ganze Expertentum, das da hochgekommen ist. Experten in den Medien, Experten in der Bevölkerung. Und ich hatte ständig das Gefühl: Woher wisst ihr das alle? Woher habt ihr die *Zeit*, euch mit allem so genau zu befassen? Plötzlich verwenden alle medizinische Fachbegriffe und kennen sich aus. Ich weiß nicht, was ich hier sagen soll. Ich kann nur für mich selber reden. Für mich war's eine einsame Zeit, die sich, jetzt im Nachhinein, ein bisschen wie ungelebtes Leben anfühlt. Erst jetzt langsam komme ich auch drauf, dass manche Menschen .... Oder anders: dass ich von manchen Menschen sehr enttäuscht bin. Das heißt nicht, dass ich nichts mehr mit ihnen zu tun haben will. Aber: ich reduziere den Kontakt. Das war das eine. Das andere: ich habe in dieser Zeit auch einige neue Leute kennengelernt, sehr liebe Menschen. Also, wenn ich zurückblicke, war nicht alles schlecht. Das, was mich – fällt mir jetzt ein – oft am meisten geärgert hat, war die Besserwisserei derjenigen, die diverse politische Maßnahmen gut gefunden haben, weil sie selber nicht betroffen waren. Aber lass dir mal ein Lokal zusperren, geh dann in Konkurs und lass dir dann von einem Lehrer vorpredigen, der sein Gehalt weiter beziehen kann: „Du musst dein Lokal schließen, weil wir alle giftig sind und uns anstecken. Du musst deinen Beitrag für die Gesellschaft leisten.“

M: Diese Unternehmer wurden finanziell unterstürzt.

S: Blödsinn. Tut mir leid, dass ich dir jetzt so stark widersprechen muss. Aber das ist Humbug. Geld wächst ja nicht am Baum. Ja, sicherlich, viele Lokale haben viel Unterstützungen bekommen, aber das alles muss jetzt zurückgezahlt werden. Ich kenne einige Gastwirte, die hunderttausende Euro Schulden auf sich genommen haben. Jemand, der in der Zeit als Privatier gelebt und vom Staat Kunstförderungen erhalten hat, sollte sich lieber in demütiger Zurückhaltung üben.

M: Der Mangel an Solidarität hat dich erschreckt?

S: Nein, weniger Solidarität, sondern die Rechthaberei, das Rechthabenwollen, die Selbstgefälligkeit, die vermeintliche Solidarität. Man hat so getan, als wäre man solidarisch, in Wirklichkeit war ja das Gegenteil der Fall ... Das Kastensystem, auch das wirtschaftliche Kastensystem, das in dieser Coronazeit entstanden ist, hat mich mehr erschreckt, beziehungsweise: ein System, eine Struktur, welche die Krise nur aufgedeckt hat. Krisen decken ja nur auf, was sowieso schon da ist. So wie private seelische Krisen: da kommen seelische Strukturen hoch, die eh schon da sind, seelische Traumata brechen auf in seelischen Krisen. Gut. So ist das auch bei politischen Krisen: Das, was schon da ist, das bricht auf. Unsere Gesellschaft ist halt ein Kastensystem. Aufgebaut auf einem Kastensystem. Und das kam in der Coronazeit hoch. Ich glaube, das hat mir irgendwie ... sehr wehgetan.

M: Warum eigentlich, glaubst du?

S: Fragst du dich nicht, in welcher Gesellschaft du eigentlich leben willst?

M: Natürlich.

S: Genau, das war's. Etwas bricht auf und du musst dich fragen: will ich in diesem System leben? Ist dies also das System, wie es die ganze Zeit gewesen ist, nur ich hab's nicht gemerkt? Das war die Frage.

M: Und das hat dich erschüttert?

S: Ja, erschüttert ist vielleicht wirklich das richtige Wort. Mein Urvertrauen in die Menschen wurde erschüttert. In gewisser Weise.

M: Wobei du selber sagst, in Krisen kommt nur hoch, was schon da ist.

S: Ja, leider... Genau. Mein Urvertrauen war davor schon wahrscheinlich erschüttert, nicht durch böse Eltern, sondern durch Zustände und Umstände, die ich als Kind erlebt habe. Und dann passierte etwas, in der Gesellschaft. Und plötzlich brach die Struktur auf, der Stuck und der Verputz, die Fassade der Gesellschaft waren eine Zeitlang weg.

M: Und du warst erschüttert davon.

S: Genau, so muss es gewesen sein. Wenn man es so sieht, eigentlich gut, dass das passiert ist. Gut, dass ich diese Erfahrung machen konnte. Menschen, die in ihrem Leben in ihrem Urvertrauen niemals erschüttert worden sind, haben diese Semi-Kriegszeit auch wohl als nicht sonderlich arg erlebt. Ich schon. Und natürlich kam da auch meine Arbeit im Gefängnis ins Spiel. Was ich dort gesehen habe, oder anders: mir anhören musste, das war schlimm.

M: Zum Gefängnis kommen wir noch.

S: Okay, dann frag mich ruhig die nächste Frage, weil über dieses Thema könnten wir ewig lang diskutieren. Es würde wohl zu nichts führen, weil diese Krise ist vorbei, ich weiß, dass ich erschüttert wurde und dass durch diese Erschütterung in Wirklichkeit meine eigene Fragilität

aufgedeckt wurde. Das ist natürlich verletzend und beleidigend, weil kein Mensch will fragil sein und als schwach gelten, aber so war das halt einmal.

M: Also, meine nächste Frage und wieder ein Sprung in der Zeit. Du hast ja eine Zeitlang als Lehrer gearbeitet, bevor du mit der Seelsorge begonnen hast. Wie kamst du dazu? Hast du es gern gemacht?

S: Nein.

M: Du hast eine pädagogische Ausbildung?

S: Das stimmt, aber die habe ich nur, weil ich unbedingt ein Studium fertig haben wollte.

M: Aus pragmatischen Gründen?

S: Ja. Und aus Panik.

M: Inwiefern?

S: Ich hab' damals, als ich damit begonnen hatte, gemerkt, dass ich etwas fertig machen muss. Ich hatte damals irgendwie keinen Boden unter den Füßen. Ich wollte eine Grundlage haben für mein Arbeiten.

M: Also, dein Schreiben?

S: Genau.

M: Und da hast du etwas beenden müssen?

S: So ist es. Schule war für mich aber immer sehr negativ besetzt. Ich habe meine Schulzeit, vor allem eigentlich die Zeit in der Unterstufe des Gymnasiums, in schlechter Erinnerung.

M: Das hört man heraus aus einem deiner Gedichte in den Birken.

S: Genau.

M: Das ist ein sehr stimmungsvolles Gedicht, mit dem Titel „Im Schulbus“. Du schilderst, wie die Kinder mit dem Bus fahren, die Sonne geht über den Feldern auf und am Ende schreibst du dann, alle sind eigentlich Sträflinge. Es ist eigentlich weniger ein Gedicht, sondern eine Kurzgeschichte, sehr verdichtet, so wie viele Gedichte von dir.

S: Danke, das freut mich, dass du das so siehst. Also ... das Schöne, rückblickend, an der Schule, waren und sind die Freundschaften, ein paar sehr gute, ja sozusagen *lebenserhaltende* Freundschaften, die ich in dieser Zeit geschlossen habe. Weil schon wie ich in die Schule gekommen bin, also ins Gymnasium, da war mein erster und sozusagen innigster Wunsch, dass ich Freunde finde. Ich kann mich erinnern, ich bin damals hinter einem Burschen gesessen, in einer der allerersten Stunden, und hab mir seinen runden Hinterkopf mit den kurz geschnittenen Haaren angeschaut und mir gedacht, ich möchte sein guter Freund werden. Irgendwie schien mir der sympathisch und vertrauenswürdig.

M: Und ihr wurdet dann beste Freunde?

S: (lacht) Nein, so romantisch geht die Geschichte leider nicht. Wir hatten eigentlich nie etwas miteinander zu tun. Er war bis zur letzten Schulklasse ein Musterschüler, fast immer nur Einser. Im Gegensatz zu mir, der ich in der Unterstufe extrem schlecht war. Ich habe stattdessen andere Kinder kennengelernt. Wie einen das Schicksal so führt. Man macht sich ein klares Bild: Ich will dies und das. Und dann kommt's doch anders als gedacht. Aber es war gut so, wie es gekommen ist.

M: Du hast es schon ein paar Mal erzählt und auch in einigen deiner Texte schimmert das durch: das Leiden am Dasein als Musterschüler.

S: Ja, ich habe wirklich daran gelitten. Darum habe ich die Schule ... nicht gehasst, aber ... Nein, ich habe sie kein einziges Mal gehasst, das war nämlich das Problem. Ich *hätte* sie damals hassen sollen! Dann hätte ich's leichter gehabt. Ich habe mich den Anforderungen und dem Druck, der auf uns ausgeübt wurde, total *unterworfen*. Das war das eigentliche Schlimme, das Problem. Jetzt, gefühlt tausende Jahre später, habe ich erst verstanden, wie es so weit kommen konnte, diese, wie ich das für mich genannt habe, „Erstarrung und Unterwerfung“. Das war alles einer Folge dessen, wie ich in meiner Kindheit die Welt wahrgenommen habe, durch meine Traumata. Ich *musste* total vertrauen, mich total unterwerfen, anders wäre es nicht gegangen mit all meinen ... gesundheitlichen Zuständen. Und dieses Muster – Erstarrung und Unterwerfung – habe ich in der Schule einfach weiterverfolgt. Mit extremen Folgen. Ich war am Ende der Schulzeit wie jemand, der seinen ganzen Sinn verloren hat. Die Matura war aus, alles, wofür ich gelebt hatte, war aus. Wie eine Art Pensionsschock. Du stehst da und fragst dich: Was jetzt?

M: Du hast dich sinnlos gefühlt.

S: Mehr als das. Es muss wohl – ich habe das damals nicht in Worte fassen können, das verstehe ich erst jetzt allmählich – eine komplette Einsamkeit gewesen sein. Du stehst da, die Türen hinter dir sind geschlossen, alles, woran du geglaubt hast, ist weg ... Darum habe ich auch, als ich mit dem Studium angefangen habe, einfach weitergemacht, komplett panisch weitergemacht, wie ein Motor, der sich weiterdrehen würde auch ohne die Autokarosserie. Komplettd absurd. Kein Wunder, dass ich dann zusammengebrochen bin.

M: Das war damals, als du deine Depressionen hattest?

S: Eine Art Erschöpfungsdepression. Es war eine schlimme Zeit. Ich kann das gar nicht in Worte fassen. Ich glaube, dass von damals auch sehr viel aus meiner Erinnerung gelöscht ist.

M: Und ...

S: Ich selber wundere mich, habe mich oft gewundert, dass man schon in so frühen Jahren so komplett ausbrennen kann. Und ich habe schon öfter – vor einigen Jahren – mit älteren Leuten geredet, die sich darüber gewundert haben, dass ich schon mit neunzehn, zwanzig so ein komplettes, wie man heute sagt, Burnout erlitten habe. Die wundern sich und haben sich gefragt: Wie ist das möglich? So was hat man doch erst mit vierzig oder mit dreißig, von mir aus, während der hohen Zeit der Arbeit, des Hausbauens und Kinderkriegens ... Nein, ich hatte das schon mit neunzehn, zwanzig. Vielleicht ist das ein Grund, warum ich so ein Spätzünder bin in allem. Weil ich schon sehr früh wusste, wie es ist, wenn man nicht mehr kann. Andere haben schon mit fünfundzwanzig ihr Studium beendet und mit dreißig ihr erstes Kind bekommen und bauen Haus und kaufen sich Autos und leisten sich teure Urlaube. Und haben dann erst, mit achtundvierzig, ihr erstes Burnout und fühlen sich dann klug und weise, wenn sie's überwunden haben, weil sie dann mit fünfzig wissen, was ich schon mit zwanzig wusste: dass das ja wohl nicht der Sinn des Lebens sein kann. Nicht der einzige jedenfalls. Ich wäre dazu jedenfalls nicht imstande gewesen, damals, ich meine, zu all diesen Dingen, die man angeblich tun muss, wenn man ein normaler Mensch in dieser Gesellschaft sein will. Ich wäre damals nicht imstande gewesen dazu. Heute vielleicht allmählich schon, ja heute spüre ich, dass da etwas da ist, eine Möglichkeit, so zu leben, wie alle leben ... Damals ... Nein. Das war alles anders.

M: Weil du die ganze Zeit gebraucht hast, um dich sozusagen seelisch zu regenerieren?

S: Ja, genau, weil .... Wie kannst du, wie kann man realistischerweise sein Leben mit Sachen und Pflichten vollstopfen, wenn man weiß, dass man einfach nicht die Kräfte hat, diese Pflichten ... ihnen zu genügen? Das ist es. Das habe ich unterbewusst schon mit zwanzig gewusst. Ich will nicht sagen, dass die Schule schuld ist daran, dass ich zusammengebrochen bin, die Schule ist nicht an sich schuld. Aber das System ist schuld. Denn Kinder, die einfach alles auf die lockere Schulter nehmen können, die wursteln sich durch dieses System einfach durch, machen ihre Matura und ihr Studium, Haus, Kinder, Arbeit, Pension und Tod. Aber wenn du schon als Kind extrem belastet bist und vor allem – und das ist sozusagen die eigentliche Pointe – dich selber belastest, weil du ständig extrem hohe Anforderungen an dich selber stellst, dann ... dann kannst du in diesem System nicht existieren. Denn du strengst dich an. Du reißt dir sozusagen den Arsch auf. Und anstatt dass jemand in diesem System kommt und dir sagt: „Mach mal eine Pause, lehn dich zurück und genieß den Sonnenschein!“, heißt es: „Gut gemacht. Bring weiterhin deine Leistungen, du bist toll, setz dich weiterhin ins dunkle Kämmerlein und sei strebsam! Wir sind stolz auf dich, bleib stahlhart, so wie du bist! Wir lieben dich nur so, anders wollen wir dich nicht!“ – Und die Folge ist, dass du noch mehr tust, noch mehr. Noch mehr. Noch mehr. Weiter, immer weiter! Du willst genügen. Aber irgendwann ... Na ja ...

M: Du hättest damals jemanden gebraucht, der sieht, wie belastet du bist und der dich bremst und dir sagt, dass du gut bist wie du bist.

S: Meine Eltern haben mich nie zu etwas gezwungen. Ich selber habe mich nur zu allem gezwungen gefühlt. Ich kann mich erinnern, dass meine Mutter *oft* gesagt hat, ich soll mit dem Lernen und dem Studieren endlich aufhören und mal hinaus gehen zum Spielen. Absurd. Wie viele Kinder hören: „Setz dich hin und mach deine Hausaufgaben!“ Und ich höre: „Steh auf und gönn dir was!“ Und was habe ich gemacht? Das genaue Gegenteil. Vielleicht auch aus Trotz. Weil ich etwas beweisen wollte. Oft wollen wir Menschen andren was beweisen, unter Hintanstellung unserer Kräfte und Möglichkeiten. Und dann bricht man zusammen.

M: Das erinnert mich an die Figur Anna in deinem Roman „Trautes Heim“, den ich übrigens – weil du gesagt hast, du hast noch kein Meisterwerk verfasst – sehr wohl für ein großes Meisterwerk halte.

S: Danke. Na, „groß“ finde ich etwas übertrieben, aber .... Aber .... Ja, natürlich hat die Figur, vor allem wie ich sie zu Beginn geschildert habe, Anklänge an mich, keine Frage ... Aber nochmals zur Schule: Das Problem ist: Wenn man ein Kind ist, das sozusagen keine traumatischen Residuen hat, zum Glück!, also, wenn du ein Kind bist, das nichts beweisen muss, das sich, aus welchen Gründen auch immer, selber nichts beweisen muss ... weil beweisen muss man sich selber immer dann etwas, wenn man an etwas leidet, glaube ich ... wenn man sich wegen etwas einsam fühlt oder unverstanden oder traumatisiert und so weiter – also, wenn du ein Kind bist, dass all das *nicht* tun muss, vielleicht auch, weil du keine Verbindung zu deinen Eltern spürst, weil deine Eltern dir nicht so nahestehen oder weil du spürst, dass sie dir nicht so nahestehen ... Jedenfalls: Es gibt begünstigende Umstände, unter denen du dich locker-flockig durch die Schule wursteln kannst und alles geht seinen gemütlichen, behaglichen Gang. Wenn du aber ein Kind bist, das sich abquält, das, aus welchen Gründen auch immer, innerlich so sehr erfüllt ist von dem Drang zu glänzen und zu paradieren und sich selber was zu beweisen .... Was, finde ich, immer eine Folge von Erlebnissen

ist, die das Urvertrauen des Kindes erschüttert haben, dann hast du es in dem System Schule extrem schwer, weil die Schule, die Lehrer bestärken dich ja dann ständig in deiner extremen Selbstquälerei. Das ist so, wie wenn ich vor einem Ritzer stehen würde, ich sehe, wie er sich ritzt und dann sage ich auch noch: „Ja, wunderbar, mach nur weiter, die Wunden tun deiner geschundenen Haut gut, ritz dich weiter, quäl dich weiter, tolle Sache!“ Und er macht das natürlich, weil er Lob kriegt. Für etwas, das ihm schadet. Aber dass es ihm schadet, merkt er nicht. Weil er Lob braucht.

M: Also, aus einem Mangel an Selbstwertgefühl, kann man sagen?

S: Ja, sicherlich. Und wenn man sich fragt: Wieso hat der und der kein Selbstwertgefühl? Ich denke: da steckt immer eine tiefe Verunsicherung dahinter, eine Angst, etwas, das sehr tief sitzt und wofür man selber sozusagen keine Schuld hat. Jedenfalls ... So ist das System Schule. Diejenigen, die etwas leisten *wollen*, intrinsisch motiviert, werden immer gequält und die anderen, die sich einfach durchschummeln, kommen überall gut durch. Vor allem behalten sie sich ihre seelische Gesundheit. So ist das in der Schule und so ist es im so genannten echten Leben. Das ist das, was das Leben ja so ungerecht macht.

M: Wie siehst du dann zum Beispiel die Schulen in Japan, in China?

S: Wo Kinder bis Mitternacht lernen müssen und dann, nach drei Stunden Schlaf, aufstehen und weiterarbeiten? Das ist psychische Folter. Das müsste eigentlich vor die Kinderschutzkommission oder so etwas, die UN-Kinderrechtskommission oder wie das heißt ... Da werden Kinder systematisch gequält. *Ad maiorem oeconomiae gloriam*. Das sind die Kadenschmieden für das wirtschaftliche System, das diesen Planeten mit Waren vollmüllt, die wir nicht brauchen und das Umweltschäden produziert. Wie Dávila, ein Aphoristiker, frei zitiert, sagt: Angesichts dessen, was Leistung und Arbeit an Schaden anrichten, mag einem der Müßiggang wie die größte aller Tugenden vorkommen. Das hätte ich schon mit fünfzehn, mit siebzehn wissen müssen, aber was kapiert du in dem Alter? Du machst dann irgendwann die Reifeprüfung und alle glauben, du bist reif, aber in Wirklichkeit hast du deinen Kopf nur mit Wissen vollgestopft und deine Seele ist verdurstet, dein Körper ist verhungert ... Und eigentlich ist es ein Skandal, dass man die Reifeprüfung so nennt, Reifeprüfung, weil Wissen ist nur Macht, aber keine Reife. Reife ist etwas anderes.

M: Reife ist ...

S: Echte Reife ist Herzenswärme, ist Mitgefühl, ist die Fähigkeit, sich selber zu schonen und andere zu schonen; oder zu fördern und zu fordern, je nach dem, was das die ... was die Notwendigkeit gebietet. Und genau das haben wir nie gelernt: Wir haben als Kinder lauter unnötige Sachen gelernt, aber ich habe nie gelernt, mich selber zu schonen, zum Beispiel. Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, dann ist eines der ärgsten Dinge: Wie viel ich auf meinem Hintern gesessen habe. Tagein, tagaus. Nur sitzen. Sitzen. Sitzen. Wenn ich heutzutage – ich mache das ja schon seit Jahren so – nicht mindestens insgesamt eine Stunde am Tag spazieren gehe, dann kannst mich auf den Mond schießen, so unruhig werde ich dann. Überall heißt es: das Sitzen ist der neue Krebs des Jahrhunderts. Und was macht man mit den Kindern?

M: Du bist also niemals gern Lehrer gewesen, weil ...

S: Ja, stimmt, das war deine Frage. Nein! Bin ich nicht. Stell dir vor: du hast ein System ... oder anders: Ein System hat dich eine Zeitlang so kaputtgemacht, dass du mit neunzehn Jahren an einer Art depressiven Psychose erkrankt bist und dann sollst du mit dreißig wieder einen Schulraum betreten und das Pferd sozusagen von hintern aufzäumen? Also, alles nochmal von vorne, als wäre nichts gewesen? Ich habe mich in Schulhäusern immer sehr unwohl gefühlt. Und das Seltsame: Ich habe erst in den letzten Jahren wirklich verstanden, *warum* das so ist. Es ist schon interessant: Man versteht alles Mögliche, lernt alles Mögliche, ich habe eine Zeitlang sogar am Klavier komplizierte Stücke von Bach spielen können, weil ich sie gelernt habe, weil ich mich auch dazu *gezwungen* habe .... Aber die einfachsten Zusammenhänge kapiert man erst später. Banale Erkenntnisse .... Aber diese banalen Erkenntnisse sind die besten Erkenntnisse, weil sie einen umwandeln, weil sie einen *persönlich* betreffen, erschüttern. Und man kapiert sie erst dann, wenn man loslassen kann. Also, das genaue Gegenteil von pressen, forcieren und zwingen .... Man muss loslassen lernen. Ja. Also, auf deine eigentliche Frage bezogen: Nein, ich will kein Lehrer sein, ich bin es ungern gewesen. Dazu kam ja noch, als ich tatsächlich unterrichtet habe, dass ich zur selben Zeit intensiv im Gefängnis tätig war und mich um die Insassen gekümmert habe. Ich war also im Geiste ständig bei *anderen* Leuten: Ich habe mich um die Insassen gekümmert und musste sozusagen geistig fit und aktiv für diese Menschen da sein, dann war ich am nächsten Tag für die Kinder in der Schule da, dann wiederholte sich das, dann habe ich den ganzen Tag vorbereitet, also, die Schulstunden geplant und gestaltet, dann habe ich außerdem in der Zeit wie ein Irre geschrieben, wochenlang, monatelang: es gab eine Phase, da meine Woche komplett voll war. Das Problem ist nicht, dass die Woche voll ist, das ist ja bei den meisten normalen Menschen so. Das Problem war, dass ich die ganze Zeit dabei sehr allein war. Alles allein machen musste. Ich hatte das Gefühl, ich muss immer nur für andere da sein, nie war jemand für mich da. Das klingt jetzt vielleicht selbstmitleidig, aber ich hoffe, das klarmachen zu können: Wir Menschen können uns nicht ausschließlich nur um andere kümmern und uns selber vernachlässigen. Wenn ich in dieser Zeit eine Beziehung gehabt hätte, wäre es vielleicht was anderes gewesen. Ich wäre nachhause gekommen, jemand hätte auf mich gewartet, wäre für mich da gewesen, aber ... das war nicht so. Ich war die ganze Zeit allein. Allein mit der Schule, mit den Kindern, die, finde ich, kein Ersatz sind für gleichaltrige Gesellschaft, allein mit der Verantwortung für die Kinder, dann allein mit den Insassen und beim Schreiben in den eigenen vier Wänden ist man sowieso völlig einsam, da steht man allein vor Gott und seinem Werk. Ich hab' die Einsamkeit nicht mehr ausgehalten. Deshalb hab' ich die Schule bleiben lassen. Und natürlich aus besagten Gründen. Das kam sowieso dazu.

M: Es war also am Ende alles zu viel?

S: Ich hatte mich wieder, ohne es zu merken, in eine Lebenssituation gebracht, in der ich Gefahr gelaufen bin, auszubrennen, wenn man dieses Wort wieder bemühen will. Und wie gesagt: Ich gebe nicht dem Messer die Schuld, sondern mir selber, dass ich es falsch verwendet habe. Man kommt .... Das mag wieder so eine banale Aussage sein, aber wenn man sie am eigenen Leib erfahren hat, ist sie es wahrlich nicht .... Man kommt so schwer aus der eigenen Haut heraus.

M: Ich darf dich zitieren aus deinem Buch „In der Ruhe rauschender Blätter“: „Trotzdem wirst auch du's nicht wandeln, dass ich im Ich gefangen bin.“

S: Genau, danke. Das ist aus dem Hafis-Gedicht. Ja, gewusst habe ich das schon lange, aber bis ich angefangen habe, etwas dagegen zu machen ...! Ich glaube, das tue ich erst, seitdem ich ernsthaft meditiere. Es ist ja nicht umsonst so, dass ich mich mit dem Buddhismus befasse. Das ist kein mich-Befassen in einem zerebralen Sinne, sondern ich will mich dabei wirklich selber ändern ... Man leidet an sich selber. Dieses Leiden hat eine Ursache. Man muss die Ursache erkennen, und wenn man sie erkannt hat, kann man etwas ändern.

M: All dem zufolge, was du über die Schule gesagt hast: Glaubst du, dass Bildung Menschen retten kann, dass sie Menschen helfen kann, ein besseres Leben zu führen?

S: Wenn man Bildung mit Wissen gleichsetzt: Nein. Ich glaube, wenn ich mich nicht falsch erinnere, ich zitiere im selben Büchlein eine Passage aus den Puranas, die Thoreau in seinem Spazier-Essay seinerseits zitiert ... Hast du die Stelle zur Hand?

M: Ja, da ...Liest du sie vor?

S: Okay, also: „Pflicht ist etwas, was nicht unserer Beschränkung dient; Wissen ist etwas, was unserer Befreiung dient; alle anderen Pflichten führen nur zur Ermüdung; alles andere Wissen ist nichts als nur die Geschicklichkeit des Künstlers.“ Ja, genau das ist es! Genau, das ist es: Ich habe mich mit Wissen vollgestopft, dann bin ich psychisch zusammengebrochen, weil ich vom System Schule dafür gelobt worden bin, dass ich meinen Kopf mit Wissen vollgestopft habe. Wenn ich keine andere Möglichkeit gehabt hätte mich zu heilen, als wie ich mich geheilt habe, hätte ich Psychopharmaka schlucken müssen, um mich zu stabilisieren und zu funktionieren und so wäre der Kreislauf weiter gegangen. Ich wäre in eine Firma gekommen, hätte viel Geld verdient und unnötigen Scheißkram produziert und konsumiert .... Und hätte am Ende daran geglaubt, dass alles mit rechten Dingen zugeht, obwohl ich frustriert bin, einsam, alkoholisiert und verblödet vom Fernsehen und exzessiven Pornokonsum, auf den ich glaube ein Anrecht zu haben, weil ich eben so frustriert bin, also darf ich mir grausliche Pornos reinziehen .... Also, nein, ich glaube – mittlerweile – nicht, dass Wissen und Bildung retten können. Der Mensch kann sich nur retten, wenn er lernt zu *fühlen*. Ich meine, sich selber zu fühlen. Sich selber ernst zu nehmen und zu sagen: Das ist ja alles schön und gut, aber da mache ich nicht mehr mit. Danke und auf Wiedersehen.

M: Und das kann man nicht durch Bildung erkennen?

S: Die Bildung im zeitgenössisch schulischen Sinne quält die Kinder mehr als dass sie sie fördert. Nicht falsch verstehen: Ich unterstelle den Lehrern keine bösen Absichten. Aber die Lehrer sind ja selber vom Bildungssystem Gequälte. Ich meine, stell dir mal vor, diese asiatischen Kinder: Wenn du zusehen musst, wie so ein Zwölfjähriger einen längeren Arbeitstag hat als seine Eltern, die schon um neunzehn Uhr zuhause sind: Das kann man doch nur aushalten, wenn man sein Herz komplett dagegen verschließt, oder? Aber was sollen diese armen Menschen weltweit machen? Man muss Geld verdienen, man muss überleben. Vor allem sobald man ein eigenes Kind hat. Spätestens dann hören sich die Späßchen auf. Und darüber, also, über der Existenzangst, die halt viele haben, werden alle Ideale und alles Gefühl und natürliche Fühlen für Maß und Notwendigkeit zugeschüttet. Bildung heutzutage ist maßlos. Die Kinder sollten lernen, wie man sich seelisch und körperlich ins Gleichgewicht bringt. Das ist etwas, das sie wirklich brauchen könnten: in einer Beziehung, in Freundschaften, im echten Leben .... Weil was dich wirklich interessiert, das lernst du sowieso, da brauchst du keinen, der dir das Wissen mit Zwang eintrichtert. Aber weil das ganze

Wirtschaftssystem nichts anderes *ist* als Zwang, als eine Widerspiegelung der ganzen menschlichen Zwanghaftigkeit: deshalb muss man halt schon früh beginnen. Früher musste man die Kinder früh eingewöhnen auf Pferde und Kühe und wie man den Mist ausfährt und die Erde umgräbt. Heute muss man schon früh beginnen mit der Verwendung von Laptops und Bildschirmen: wenn man dann später ein gutes, funktionstüchtiges Rädchen in einer ausbeuterischen Großfirma sein will.

M: Du hast vorhin gesagt: Wenn du keine andere Möglichkeit gehabt hättest, dich zu heilen. Was meinst du genau damit?

S: Na ja ... Ich habe mein Studium damals abgebrochen und habe eine Zeitlang einfach so gelebt wie ich leben wollte, im Haus in Finnland.

M: Und das hat dich damals geheilt?

S: Geheilt vielleicht nicht, aber .... Es hat mich herausgerissen. Deshalb habe ich ja gemeint: Hätte es nicht diese *Möglichkeit* gegeben, dass ich mich aus all dem, was mich quält, zurückziehe, ich hätte vielleicht wirklich Psychopharmaka schlucken müssen. Und immer, wirklich immer, wenn ich an diese Phase von damals denke, wo – im Nachhinein kann ich das ja sagen – alles gut, ja wunderbar gegangen ist, weil ich immer zum richtigen Zeitpunkt die richtigen Entscheidungen getroffen habe .... Immer, wenn ich an diese Phase denke, denke ich zugleich an all die Menschen, die nicht den Luxus haben, dass sie einfach gehen können, dass sie in ein Haus am Lande ziehen können, wie ich das damals gemacht habe ... sondern die bleiben müssen. Die bleiben müssen in einer versifften, kleinen, dunklen Stadtwohnung und die weiter funktionieren müssen. Ich denke dann immer an die Menschen, die so leben müssen und aus denen sich ein Großteil der im Gefängnis Inhaftierten rekrutiert. Menschen, die, anders als ich, niemals abbiegen konnten, weil sie nie die *Möglichkeit* hatten ihr Leben zu ändern, zu flüchten, wegzugehen ...

M: Was vielleicht schon auch mit Bildung zu tun hat, denn du hast gewusst, dass man sein Leben ändern kann, dass man gehen kann ...

S: Ja, sehr genau! Für das ist und war die Bildung immer gut. Ich hatte damals Ideale. Mein Idol damals war der Ludwig Wittgenstein. Ich habe eine dicke Biographie über ihn gelesen. Nicht wegen der Philosophie, sondern wegen seines Ethos. Und Tolstoi. Das waren meine Meister damals, ich kann mich erinnern, ich bin damals, als es mir so extrem scheiße gegangen ist, sogar nach Trattenbach – oder war das Otterthal? – gefahren, weil ich das Haus sehen wollte, wo Wittgenstein gelebt hat ... und das war schon so eine Vision, eine *Möglichkeit*: Auch du kannst dich aus der Gesellschaft herausnehmen, auch du kannst Nein sagen und einfach gehen .... ! Das war ein großartiges Gefühl damals, diese *Möglichkeit*, die sich eröffnet hat, einfach so. Dieses Nicht-mehr-Müssen.

M: Und das hast du dann gemacht.

S: Ja, das habe ich dann einfach gemacht. Ja, wer weiß, du hast schon recht, ohne Bildung hätte ich das nicht gemacht, kann sein. Der arbeitslose, aus einer Arbeiterfamilie stammende Schurli-Franz, der in seinem ganzen Leben nichts anderes gelesen hat als die Krone und die Gratiszeitungen: Der hat sicher nicht solche Idole wie ich, wo er sich sagen kann: Ich mache es wie Beethoven, ich mache es wie Dostojewski. Seine Idole sind vielleicht rechte Politiker, die ihm sagen: „Schurli-Franz, weißt eh, die Ausländer sind an allem schuld!“ Und der Schurli-Franz weiß es nicht besser, hat dann plötzlich jemanden, auf den er seinen Frust und seinen Hass richten kann, den ganzen Hass

auf sein eigenes, kaputtes, einsames, versoffenes Leben. Und er wählt dann die Nazipartei ... Und alle wohlstuierten Grünwähler wundern sich und fragen sich entrüstet: „Wie gibt’s das nur, man muss doch die armen Flüchtlinge retten und der Schurli-Franz ist ein böser Mensch!“

M: So gesehen, fördert Bildung *doch* die Empathie.

S: Nein, das glaube ich gar nicht. Bildung fördert keine Empathie, ich glaube, sogar im Gegenteil. Menschen, die viel wissen, sind oft sehr arrogant und verlieren alles Gefühl für das Konkrete und Echte. Ich sage immer: fast alle, die bei der Wannsee-Konferenz die Judenvernichtung beschlossen haben, hatten einen verdammten Dokortitel. Bildung fördert kein Gefühl, aber was Bildung vielleicht machen kann, ist, dass man durch sie Hoffnung hat.

M: Das Prinzip Hoffnung.

S: Ja, vielleicht ... Bloch, oder? Keine Ahnung, nie gelesen. Ja, und die Hoffnung gibt einem Kraft und die Kraft gibt einem wieder .... (lacht) Kraft durch Freude. Also, in dem Sinne: Im besten Falle, wenn du Bildung hast, erweitert sich deine Seele. Und wenn deine Seele weiter ist, ist der Radius deiner Freude größer. Und wenn der Radius deiner Freude größer ist, dann lebst du vielleicht auch glücklicher .... Von Mal zu Mal. Aber Bildung allein ist nichts, weder wenn wir uns mit der ethischen Frage befassen; noch wenn wir uns über Literatur unterhalten: Literatur, die nur aus dem Bildungsgedanken herauskommt, ist keine Literatur, sondern akademischer Scheißkram, ebenso viel wert wie in Bangladesch produzierter Sklavenmüll.

M: Wie du schon gesagt hast: Gedichte bewunderst du dann, wenn sie echt sind.

S: Genau, wenn sie Leben haben. Wie der van Gogh an seine Schwester schreibt, wörtlich zitieren kann ich das wieder nicht ... Er schreibt an sie, weil sie Pläne hat, glaube ich, künstlerisch aktiv zu werden, wie ihr Bruder. Er sagt also: Schau zu, dass du dich ins Leben stürzt, verliebe dich, geh hinaus!, aber lass die Bücher liegen, hör auf zu studieren.

M: So wie du das damals gemacht hast, als du gegangen bist.

S: Genau, nur dass ich damals keinen van Gogh hatte, der mir das sagt.

M: Aber einen Wittgenstein.

S: (lacht) Ja, einen Wittgenstein ....

M: Und vielleicht eine Intuition.

S: Ja, sicher eine Intuition, einen Lebenswillen, denke ich.

M: Du hast nicht aufgegeben sozusagen.

S: Ich habe nie aufgegeben. Vielleicht ist das auch das, worauf ich – eigentlich – auch stolz bin. Ich habe nie aufgegeben. Ich wollte der Beste in der Schule sein, also wurde ich es. Ich wollte Gedichte schreiben, die stark sind. Und das habe ich denn auch gemacht. Ich glaube, dass dieses nicht-Aufgeben und Durchbeißen, das kommt schon von meinen ersten Kindheitsjahren: Ich habe gespürt, dass die Menschen *mich* nie aufgegeben haben, folglich habe ich immer die Kraft gehabt, dass *ich* nicht aufgabe. Ich glaube schon, dass ich, so gesehen, ein harter Brocken sein kann.

M: Apropos harter Brocken. Du hast mir mal die Geschichte vom Gefängnis erzählt, wie ein Beamter dich gezwungen hat, ein Paket, das du überbracht hattest, wieder nachhause zu nehmen. Wäre das vielleicht ein Übergang zum nächsten Thema?

S: Ja, da hab ich hart reagiert. Ich hab zu ihm gesagt: „Was glauben Sie eigentlich, wer ich bin? Ich bin der verdammte Seelsorger hier im Haus, nicht der Postbote.“ Da hat er dann anders aus der Wäsche geschaut. Weil die sind das nicht gewohnt, dass man ihnen gegenüber so reagiert.

M: Kannst du ungemütlich werden?

S: (lacht): Ja, ich glaube schon. Irgendwo hat ja jeder seine Grenzen. Aber nicht ungemütlich in einem gemeinen Sinne. Immer, wenn ich ein bisschen ungemütlich bin aus einem gemeinen Impuls heraus, fühle ich mich furchtbar danach. Aber wenn ich mein Recht verteidige oder das anderer, die mir am Herzen liegen: Dann kann ich – das habe ich mir oft, sehr oft – gedacht, dann könnte ich jemanden umbringen. Wenn ich wüsste: Der und der hat die und die berufliche Stelle ... und hat aber durch sein Verhalten diesen und jenen Schaden verursacht, dann wäre ich, glaube ich, bereit dazu, diesem Menschen das Leben zur Hölle zu machen. Bis er arbeitslos wird und betteln gehen muss. Selber schuld.

M: In welchem Zusammenhang hast du das gedacht?

S: Vielleicht haben wir ja alle irgendwelche Racheimpulse in uns?

M: Gab's einen konkreten Kontext?

S: Selbstgefälligkeit. Ich hasse es, wenn Menschen selbstgefällig sind. Und durch diese Art anderen Menschen schaden. Dann kommt in mir sofort der Impuls hoch, diesen selbstgefälligen Menschen wiederum Schaden zuzufügen, nach dem Motto: „Da hast du deine Selbstgefälligkeit, du verdammtes Arschloch!“ Was, ich weiß, vielleicht von mir wiederum sehr selbstgefällig ist, gut möglich. Oder?

M: Du hast erwähnt, dass es dir schwerfällt, als Seelsorger zu arbeiten, wenn es dir selber schlecht geht. Vielleicht kannst du an dieser Stelle ein bisschen wirklich etwas über deine Erfahrungen auf diesem Gebiet sagen? Glaubst du, die Arbeit im Gefängnis hat dein Schaffen geprägt?

S: Diese Frage habe ich schon oft gehört.

M: Willst du sie nicht beantworten?

S: Nein, im Gegenteil, das liegt sehr nahe, das zu fragen. Du hast nur zwei Fragen gestellt, glaube ich, also: das mit der Depression und das mit der Prägung. Ich glaube, ich beantworte sie mal nacheinander.

M: (lacht) Genau, so war's gedacht.

S: Also, ich glaube, es fällt nicht nur mir schwer, anderen zu helfen, wenn man selber hilfsbedürftig ist. Es gibt diese schöne Geschichte bei Tschechow, ich weiß leider nicht mehr, wie sie heißt: wo zwei Nachbarn vorkommen ... und der eine gerät in eine Notlage und der andere müsste oder könnte ihm helfen, muss dann aber feststellen, dass er nicht nur nicht helfen kann, sondern dass er irgendwie gemein wird dem Nachbarn gegenüber, weil er sich selber so scheiße fühlt. Ich sage immer, ein bisschen plakativ und provokant, das gebe ich zu: Bei der Seelsorge geht's immer um mich selber. Das verärgert natürlich alle, die das so interpretieren, als ob ich ein Narzisst wäre, bei dem sich die ganze Welt um ihn dreht, aber so meine ich das nicht ....

M: Sondern so wie bei den Figuren im Tschechow ...

S: Ganz genau. Es *muss* erst einmal um mich selber gehen, dann erst kann es um den anderen gehen. Wie wir's im Flugzeug gelernt habe: Schnallen Sie sich erst die eigene Maske um, dann helfen Sie den anderen. Oder wie Konfuzius sagt: Das Böse in anderen zu bekämpfen müsste eigentlich erst

damit beginnen, es sich in sich selber zu bekämpfen. Oder wie die Bibel sagt: Was ziehst du den Splitter aus den Augen deines Bruders, wo du selbst einen Balken im Auge hast? Oder wie das Gemälde von Breughel: der Blinde führt die Blinden. Ich muss ja selber erst sozusagen sehend werden. Darum sage ich immer auf die Frage, worum es in der Seelsorge geht: Ich, ich, ich. Mich, mich, mich. Ich weiß, dass das provoziert. Aber vielleicht freut mich das, wenn ich andre provozieren kann, kann sein.

M: Und wenn du selber depressiv bist ...

S: Genau, dann funktioniert nichts. Dann ist Funkstille. Was ich auf jeden Fall in den Jahren der Seelsorger gelernt habe: Mich selber noch genauer zu beobachten, noch mehr auf mein eigenes Wohlbefinden zu achten, noch mehr zu genießen und ... dankbar zu sein für das Leben. Und leider, aber das hatten wir ja schon, gab es Phasen, da es mir einfach – Stichwort Massenkarambolage – schlecht gegangen ist; und da habe ich gespürt: es muss sich etwas ändern. Nur leider kann man eben nicht immer alles äußerlich ändern, weil wenn du krank wirst oder wenn jemand, den du liebst, krank wird, oder wenn du verliebt bist und aber nicht auf Gegenliebe stößt, wenn dir das Haus abbrennt oder jemand dir dein Auto stiehlt, oder was auch immer .... Das sind alles äußere Störungen, Umstände, Zustände, die das eigene Glücksgefühl nicht eben fördern. Und dann muss man anders an die Sache herangehen: innere Ruhe finden.

M: Ich nehme an, so hast du auch zum Buddhismus gefunden.

S: Ganz genau. Wäre alles in den letzten Jahren toll und einwandfrei gelaufen, ich hätte wohl keine Veranlassung gehabt, mich mit dem Buddhismus zu befassen. Es war also auf jeden Fall die Folge der Notwendigkeit, mich innerlich zu sammeln, mich innerlich zu beruhigen. Nicht nur meiner wegen, sondern wegen meines Lebens, meiner Arbeit. Es ist was ganz anderes, ob du Postzusteller bist und deinen Frust während der Arbeit verstecken kannst; oder eben in einem helfenden Beruf tätig bist.

M: Was ist das Anstrengende daran?

S: Ja, das anstrengende ist, dass man selber glücklich sein muss. Man muss das Wagnis eingehen, den Mut zu haben, nach dem Glück und der Zufriedenheit zu suchen. Und da wir alle wissen, dass es oft bequemer ist, sich dem Selbstmitleid und der Jammerei hinzugeben und sich in den eigenen alten Traumata zu suhlen, ist es unbequem, einen helfenden Beruf zu haben, sehr unbequem. Helfende Berufe schauen nach außen immer so leicht aus: Ach, der redet ein paar Stunden mit anderen Menschen und macht dann um elf schon Mittagspause. Aber was da so leicht aussieht ...

M: Ist nicht leicht ....

S: Weil es letztlich immer um mich selber geht. Du musst aufs Ganze gehen. Du musst *anwesend* sein. Und wenn du nicht anwesend bist, dann verzehrst du dich. Ich will helfende Berufe hier keineswegs heroisieren, aber ... Man bedarf bei deren Ausübung einer anderen Art der Wachsamkeit als man sie vielleicht in einem anderen Beruf hat.

M: Was gibt dir die Arbeit mit den Insassen?

S: Das bezieht sich ja dann auch auf deine Frage, wie mich die Gespräche im Gefängnis geprägt haben. Also .... Es gibt diesen einen Psychologen – ich habe das Buch vor mir, mir fällt sein Name nicht mehr ein, kann sogar sein, dass es Ferenczi war –, der gesagt hat: Es ist ja nicht nur so, dass

der Therapeut den Patienten heilt, sondern, umgekehrt, der Patient heilt zugleich auch den Therapeuten!

M: Wie kann man das verstehen?

S: Ja, gute Frage. Das kann man vielleicht nur verstehen, wenn man es selbst erlebt hat. Ich tue mir da schwer .... Also, aus dem Blickwinkel der Insassen: sie glauben immer, oder oft, dass sie irgendwie die „armen Hascherln“ sind, die Hilfe und Zuwendung bekommen, aber natürlich vergessen sie – in ihrer Situation –, dass auch *ich* nur ein armes Hascherl bin, das seinerseits Zuspruch, Zuwendung und Hilfe braucht .... Mir fällt jetzt nichts anderes ein als Bubers Ich-Du-Konzept: Es geht darum, dass echte Lebendigkeit nichts anderes ist als Kommunikation, Austausch. Leben ist Austausch, lebendig ist man nur, wenn man sich öffnet und austauscht. Deshalb habe ich auch die Erfahrung gemacht in den letzten Jahren, dass ich mit Menschen – manche kenne ich schon länger – nicht zurechtkomme, die .... Wie soll ich sagen ...?, die sich nicht öffnen können, mit denen man nicht reden kann. Ich erinnere mich an ein wunderbares Interview mit dem David Steindl-Rast, dem großen Mönch und Mystiker, der – du merkst, dass ich nichts korrekt zitieren kann, sondern nur sinngemäß – der sagt: echte Lebendigkeit ist Verbundenheit, aber wo die nicht da ist, die Verbundenheit nämlich, gelingt uns bestenfalls nur ein höfliches Theaterspielen. Wenn man mit Menschen redet, die sich einem öffnen und erzählen, wie sie darunter leiden, dass sie andere getötet oder missbraucht haben, dann .... Dann hat man es im eigenen Leben einfach satt, dumme Gespräche zu führen.

M: Wie definierst du dumme Gespräche in dem Fall?

S: Geschwätz, Oberflächlichkeiten.

M: Über das Wetter und so, Small-Talk?

S: Ja, nicht nur, sondern .... Auch wenn man über nichts anderes sprechen kann als über abstrakte Themen, über akademische Sachen. Gespräche über Wetter und Small-Talk finde ich sogar sehr nützlich, weil das Gespräche sind, über die man im besten Falle in ein echtes, tieferes Gespräch hineinkommt ... aber was ich immer weniger ausstehen kann, sind akademische Diskurse. Nietzsche sagt das und Heidegger sagt jenes und was hast du nicht alles gelesen und was wirst du nicht alles lesen ...? Und solche Sachen. Das führt alles zu nichts. Das ist eine höhere Form der Klugscheißerei.

M: Wissen als Macht, aber nicht als Herzensbildung.

S: Ja, genau. Was interessiert mich das, was ein Heidegger sagt? Nicht dass es mich nicht interessieren würde, aber dieses ewige Herumwühlen in irgendwelchen unkonkreten Sprachpalästen ....? Versteh mich nicht falsch: es geht mir nicht um eine Diskreditierung des Wissens und der Ablehnung der Schönheit auch der Philosophie, aber .... Man muss irgendwann sich auch die Frage stellen: Und?, wem hilft das was? Was mache ich damit? Ich mag deshalb Goethes Aussage: „Das ist unnütz, das kann ich zu meiner Selbstvervollkommnung nicht brauchen.“ Oder das, was Nietzsche zu Beginn von „Nutzen und Nachtheil der Historie“ zitiert; da zitiert er Goethe, der sagt, dass ihm alles verhasst ist, was ihn bloß belehrt, ohne seine Tätigkeit zu vermehren. So geht's mir auch. Vielleicht hat mich das Gefängnis in dieser Haltung einfach nur bestärkt ....

M: Du stehst der Bildung immer sehr kritisch gegenüber, aber du kennst alle diese Sprüche und Zitate, du hast ja selber sehr viel gelesen, man könnte das als ziemlichen Widerspruch auffassen.

S: Ja, da machst du jetzt einen guten *Advocatus diaboli*, aber .... Vielleicht ist es einfach so, wie wir vorher geredet haben: Bildung ist gut, damit man sich ein Ideal aufbauen kann, eine Hoffnung ... die Hoffnung, die der Schurli-Franz nicht haben kann, weil er Nietzsche und Goethe nicht gelesen hat. Aber warum es mir geht: Man sollte nicht bei dieser Bildung *stecken* bleiben und immer wieder darauf herumreiten. Wenn du depressiv bist und dich einsam fühlst, dann sag's einfach, finde klare Worte, sprich's aus!, aber erzähl mir nix von Heidegger sagt dies und Nietzsche sagt das ....Darum geht's mir. Das meinte ich ja vorhin: Menschen werden durch all das, was sie wissen, so ....

M: Kopflastig.

S: Ja, kopflastig und glauben dann, „Das ist es“. Das ist ja auch das Typische an der deutschen Literatur. Sie ist so gescheit, pseudogescheit, kopflastig. Man kann deutsche Erzählungen, Romane, geschweige denn von dem lyrischen Unsinn hier, kaum lesen, weil alles so .... Zerebral ist, gefühllos. Nichtssagend. Man zitiert die alten Vorbilder, ahmt deren Stil und Rhythmus nach und wenn man einen Roman schreibt, dann muss gleich es ein Monumentalroman sein, wo alles drin steckt, „alles“. Der Deutsche, oder anders: die deutsche Kultur ist, was das Schreiben anbelangt, extrem humorlos. Unerträglich. Und alles ist immer so todernst.

M: Dein Roman „Gelbe Quadrate“ ist, finde ich, auch todernst.

S: Ja, finde ich auch. Deshalb ... Er ist vielleicht ein interessantes Stilexperiment, aber mögen tu ich ihn nicht. Ich würde – man könnte sagen: ich träume davon – etwas zu schreiben, was ernst ist, aber zugleich voller Humor und Wärme. Es gibt einen finnischen Roman, *Pesärikko*, von der finnischen Autorin Orvokki Autio. Der ist einerseits groß und „stabil“ gebaut und zugleich voller Humor und Wärme. Ein großes Werk. Wenn ich *ein* Mal in meinem Leben etwas Ähnliches machen könnte ... Und nicht diesen deutschen Blödsinn. Klingt vielleicht hart, aber ....

M: Würdest du sagen, dass dich das Gefängnis diesbezüglich geprägt hat?

S: Ja, sicher, auf jeden Fall. Ich habe mit echten Menschen zu tun, höre echte Geschichten, befasse mich mit echten Leiden ... Und da sind dann die Jahre vergangen und ich habe das Bedürfnis, echte Geschichten zu schreiben, das heißt, auch einen echten Stil zu pflegen, alles Künstliche und Aufgedunsene muss weg, alles Gekünstelte. So gesehen, ja, auf jeden Fall, hat mich das Gefängnis geprägt. So kann man auch sagen: Nicht nur ich helfe den Insassen, sie haben auch *mir* sehr geholfen, mich zu entwickeln. Ich bin einigen Menschen und Begegnungen dort extrem dankbar. Mir sind auch die Augen aufgegangen über viele Sachen .... Ich habe mich auch verändert. Wenn man es mit Lebendigkeit zu tun hat, wird man selber lebendig, außer man ist wirklich sehr verschlossen, sehr zu, sehr neurotisch und sehr krank, dann vielleicht nicht. Aber je mehr man es mit Lebendigkeit zu tun hat .... Das färbt ab.

M: Würdest du sagen – weil du ja gesagt hast, du redest mit Mördern und Kinderschändern – dass deine Menschenkenntnis sich vertieft hat?

S: Auf jeden Fall. Eine Geschichte wie „Tauno“, die du ja gelesen hast und die noch nicht erschienen ist: die hätte ich nie schreiben können ohne die Erfahrung in der Justiz, niemals. Ich würde nur, eine kleine Anmerkung nebenbei, nicht „Kinderschänder“ sagen, weil da steckt das Wort „Schande“ drin ... als ob man über das Kind Schande bringen würde. Da ist noch sehr das alte Denken drinnen, dass, wenn man selber sexuell ausgebeutet wird: dass man dabei selber Sünde und Schuld auf sich lädt, aber ein Kind, das sexuell missbraucht wird, ist immer unschuldig und lädt

niemals Schande auf sich. Und was den Täter anbelangt: er kann selber kein Schänder sein, weil er eben keine Schande übertragen kann.

M: Aber das, was er tut, ist eine Schande, oder?

S: Man fragt sich, für wen? Wenn für die Gesellschaft: dann vielleicht, aber auch nur, wenn man von einer Gesellschaft ausgeht, die sich einbildet, es gibt keine Mörder und Vergewaltiger, es gibt nur Engelchen und liebe Leute und alle müssen brav funktionieren und lieb und nett zueinander sein, aber so etwas gibt es nicht, außer vielleicht in Disneyland.

M: Oder auf der Ringstraße.

S: (lacht): So ist es.

M: Welchen Begriff würdest du stattdessen empfehlen?

S: Vergewaltiger. Ich weiß es nicht. Aber das Wort Schande würde ich weglassen.

M: Und was ist mit der Schuld?

S: Ja, natürlich laden sich solche Menschen Schuld auf und die meisten sind sich dessen bewusst und leiden auch darunter, aber was soll man dann sagen ... Kinderschuldiger? Er ist an dem Kind schuldig geworden. Ja, das auf jeden Fall. Aber gut, das sind diese Begriffs-Haarspaltereien. Ich habe nämlich in meinen Gefängnisnotizen früher, als ich noch ein Anfänger war, auch das Wort „Kinderschänder“ verwendet, bis ich kapiert habe: Moment, wer oder was lädt da eigentlich eine Schande auf sich? Und: man kann ja wohl nicht dem Kind als Opfer aufhalsen, dass es Schande auf sich geladen habe, das wäre absurd ... Da würde man das Opfer ja doppelt zum Opfer machen.

M: Ja, ein guter Punkt. Weil du es vorher erwähnt hast: Du hast dir, hast du gesagt, in deinem ganzen Leben noch nie einen Porno angeschaut?

S: (lacht) Das ist ja ein Übergang! Nein, das habe ich tatsächlich nie. Früher nie, weil ich, glaube ich, auf solche Bilder, Filme, Szenen sehr heftig reagieren würde. Ich würde die nie aus dem Kopf herauskriegen. Und seitdem ich im Gefängnis mit Leuten spreche, die pornosüchtig gewesen sind und darunter extrem gelitten haben, geht's mit wie einem, der zu rauchen anfangen will, dann aber eine herausoperierte Raucherlunge sieht und sich denkt: Nein danke, doch nicht.

M: Rauchst du?

S: Nein, an sich nicht, Manchmal Zigarren oder Zigarillos. Aber nur in Momenten des Genusses. Ich habe nie inhaliert, das kann ich nicht. Also, lauter halbe Sachen (lacht), keine Pornos, keine Zigaretten, kaum Alkohol. Ein fader Mensch, oder, wieso interviewst du so eine fade Nudel eigentlich?

M: Nein, eher ... sehr diszipliniert.

S: Ja, das ist vielleicht auch eines meiner Probleme. Das hatten wir ja schon bei der Schule, nicht wahr? Den anderen musst du sagen: „Tu was!“ Und zu mir haben sie immer gesagt: „Hör auf was zu tun!“ Erst durchs Meditieren und den Buddhismus habe ich gelernt: Ich kann auch mal tage- und wochenlang nichts lesen, nichts arbeiten ... und fühle mich trotzdem gut und sicher. Oder ich kann auch mal einfach nur auf die Wand glotzen – und es trifft mich nicht der Blitz.

M: Würdest du sagen, du bist ein Leistungsethiker?

S: Leider genau so wie er von Max Weber beschrieben wurde; oder von Erich Fromm in „Furcht vor der Freiheit“: Also, der Typ protestantischer Mensch, der durch seinen Arbeitseifer die Welt ruiniert. (Lacht) So einer bin ich, ja.

M: Wie ging der Spruch von ...

S: Du meinst Dàvila? Also, angesichts all des Übels, das durch Arbeitsamkeit und Fleiß verursacht wird .... Meinst du den?

M: Ja.

S: .... Angesichts dieses Übels erscheint einem der Müßiggang wie die Mutter aller Tugenden, oder irgendwie so.

M: Nochmals kurz zurück zu den Pornos: Du sagst, die meisten sind süchtig nach Pornos gewesen und haben dann eine Tat begangen.

S: Ja, so ist das. Erst die Einsamkeit, die sexuelle Frustration, dann Pornos, dann die Tat, die Handlung. Pornos, vor allem Kinderpornos sind das Gift und das Übel des Planeten. Überhaupt das ... verzerrte Sexuelle, dieses Habenwollen, dieser Trieb. Das ist ja nicht nur im Sexuellen, sondern der ist überall: Ich *muss* auf Urlaub fahren, ich *muss* unbedingt auf die Seychellen fliegen anstatt in den Alpen auf einer Alm Urlaub zu machen, ich *muss* unbedingt drei Autos haben und ein riesiges Haus. An diesem Unsinn sind die Protestanten schuld. Martin Luther ist schuld.

M: Du meinst das sehr überspitzt?

S: Ja, sicher, aber auch wiederum nicht .... Dieses „Gott liebt dich nur, wenn du viel Geld hast und dich zu Tode arbeitest“ – das ist doch die Ideologie, die die ganze Welt jetzt beherrscht. Calvin, Luther, Zwingli .... Ist das nicht so?

M: Und was hat das, würdest du sagen, mit Pornos zu tun?

S: Durch Pornos werden Körpertypen verdichtet und prägen sich dem Gehirn ein. Dann will man etwas haben. So wie man Geld haben will. Oder ein Haus. Und so weiter. Sehnsüchte werden erweckt, die nicht gestillt werden können. Dadurch vertiefen sich Gefühle der Verlassenheit und Einsamkeit. Und natürlich, eigentlich das Schlimmste von allem: Es ist nichts davon echt.

M: Aber die Darsteller in Pornos haben ja in echt Sex, oder?

S: Ja, schön für sie, aber wenn du dir, zum Beispiel, einen Porno anschaust, angenommen, mit einer Frau, die einen perfekten Körper hat, so wie du dir das vorstellst in deinen feuchtesten Träumen ... Was passiert da: Du schaust dir das an, befriedigst dich, bist vielleicht kurz beglückt, aber was dann?

M: Ja, was dann?

S: Ja, was dann? Weil um was geht's da wirklich? In Wirklichkeit geht's darum, dass du ja mit dieser Frau da auf dem Bildschirm in echt, in der Realität, ficken willst, darum geht's. Und du merkst das aber nicht. *Bis* du es *plötzlich* merkst. Das ist die Pointe. *Bis du es plötzlich merkst*. Und dieser Moment, da du es eben plötzlich merkst, das ist der Moment, da der Frust größer wird, sich vertieft. Und dann schaust du dir noch ärgere, noch härtere Pornos an, weil du unbewusst fühlst: Okay, die Frau da ist noch perfekter, folglich noch weiter weg, die hat noch dickere, verzeih bitte, wenn ich das jetzt so sage, noch dickere Titten und einen noch knackigeren Arsch ... die gibt's eh nicht in der Realität, bis du merkst: Die existiert wirklich, Scheiße! Und dann brauchst du noch härteren Stoff. Und immer wieder merkst du, dass das, was du dir da anschaust, wirklich existiert, aber – und das ist die Pointe – für *dich* eben nicht. Für *dich* in deiner *konkreten* Situation eben nicht. Okay, dann gehen wir eben zu noch weiter von der Realität entferntem Stoff. Kinderpornos. Gibt's ja eh nicht alles wirklich, denkst du dir, tröstest dich damit, redest es dir ein ... Bis wieder ...

M: Bis du wieder fühlst, das gibt's ja wirklich.

S: Nur nicht für mich. Das ist die Pointe: *Nur nicht für mich!* Bis du am Ende das Gefühl hast: alles gibt's wirklich, nur nicht für mich. Stell dir das vor, lass dir das auf der Zunge zergehen: „Alles existiert wirklich, alles erregt mich, bei allem habe ich unsägliche Lust verspürt, aber nichts davon existiert für *mich* in meiner *konkreten* Welt wirklich.“ Meinst du nicht, dass es eigentlich keinen deprimierenderen, einsamer machenden Gedanken gibt als den? So nach dem Motto: „Alle leben, alle haben ihren Spaß im Leben, nur ich armer Hund nicht!“? Okay, und was dann? Irgendwann hältst du es nicht mehr aus – und schreitest zur Tat.

M: Also, aus einer Sehnsucht heraus ...

S: Ja, aus der extrem quälenden Sehnsucht heraus: „Auch ich will einmal in meinem Leben, ein einziges Mal so eine Frau ficken, warum darf ich das nicht, ich armer Mensch bin so sehr abgeschnitten von allem Leben, von aller Realität!“ Ich denke da oft an Frauen, die gern ein Kind hätten und die extrem leiden darunter, wenn sie junge Mütter sehen, die einen Kinderwagen vor sich herschieben: „Wieso hat die ein Kind, wieso hat die etwas, um was sie sich kümmern kann, wieso lebt sie, und ich lebe nicht, habe niemanden, der mich liebt, den ich lieben kann?“

M: Ja, eigentlich furchtbar, wenn man es so sieht.

S: Der schlimmste Gedanke, den es im Leben gibt: Sich vom Leben so abgeschnitten zu fühlen.

M: Und dann ....

S: Und dann hältst du es nicht mehr aus. Und deine Hände zittern vor Verlangen und Sehnsucht, du kannst schon nichts anderes mehr denken und fühlen ... und du vergreifst dich an einem Kind. An einem, das halt verfügbar ist.

M: Verstehe.

S: Siehst du, du sagst (lacht) „verstehe“! Es würde uns allen so gehen, denke ich.

M: Du meinst, dass wir durch Pornos so angeregt werden?

S: Ja, das glaube ich. Vielleicht hat man ja ein erfülltes Sexleben, vor allem am Anfang einer Beziehung, aber wer hat schon die meiste Zeit ein erfülltes Sexleben? Nicht einmal Leute, die ständig ihre Partner wechseln, haben das. Die haben ja auch oft mehr Frust als Freude. Also ja, ich glaube, jeder von uns könnte zum Täter werden. Jeder.

M: Wegen dieser Einsamkeit ...

S: Ja, wie gesagt, wie bei der Frau, die keine Kinder bekommen kann: wegen dieser abgrundtiefen *Sinnleere*. Du hast keinen Sinn im Leben, wenn du nicht für jemanden da sein kannst. Und ebenso ist das beim Sexuellen: wenn du dich da hineinsteigerst, dass auch du jetzt und sofort einen Fick brauchst: es gibt nichts Schlimmeres ....

M: Kennst du das aus dem eigenen Leben?

S: (lachte) danke für die direkten Fragen. Ja, ich glaube schon. Oder nein, lass uns ehrlich sein: Ja, ich kenne das.

M: Und wie bist du damit zurechtgekommen?

S: Indem ich mir klargemacht habe, dass ich nicht so einsam bin wie ich mich in dem Moment gefühlt habe. Aber ja, natürlich, wer kennt das nicht. Jeder, der behauptet, er kennt das nicht, lügt. Sogar die besten Psychologen und Psychologinnen, die mit Tätern arbeiten, haben ihre Triebe und

ihre Sex-Phantasien. Auch wenn sie das nicht gerne hören. Aber so ist es nun einmal. Die Grenze zwischen normal und krank ist sehr fließend.

M: Menschen, die dann etwas tun, also, zur Tat schreiten ....

S: Die schreiten zur Tat, weil sie ... dann wohl wirklich einsam sind. Kein Freund, den sie anrufen können, kein Mensch, der sie versteht .... Keine Verbundenheit. Keine Verbundenheit, keine Lebendigkeit.

M: Du hast einmal erwähnt, in Vorbereitung auf unser Gespräch, dass im Gefängnis Psychologen arbeiten, die den Insassen helfen.

S: Genau.

M: Hast du das Gefühl, die verstehen das alles so, wie du es jetzt beschrieben hast? Oder urteilen sie nur?

S: Diese Psychologen arbeiten für die Justiz, also *müssen* sie urteilen. Was aber leider, meines Erachtens, oft einen klaffenden Widerspruch erzeugt zwischen dem Helfenden als Psychologe und der Notwendigkeit, diese Menschen zu bestrafen. Und es gibt sicher welche, die haben mehr Verständnis für die Nöte der Insassen als andere. Ja, die gibt es, das weiß ich.

M: Wie merkt man das?

S: Ich merke das kaum, weil ich mit diesem „Fachteam“, so nennt sich das, kaum etwas zu tun habe. Aber die Insassen merken das, indem sie sich von manchen verstanden fühlen.

M: Also, ein humanes Vorgehen?

S: Meistens, nicht immer.

M: In welchem Fall nicht?

S: In den Fällen .... Ich habe das schon erwähnt: Was ich nicht mag, ist Selbstgefälligkeit, also wenn Menschen sagen und sich wirklich denken: „Ja, also mich kann das nie betreffen, ich bin ganz anders, ich habe überhaupt nichts sexuell Ungewöhnliches an mir!“ Wenn Menschen also glauben, sie selber sind Engelchen und die anderen sind immer die bösen.

M: Du gehst davon aus, dass wir alle sehr ähnlich gestrickt sind?

S: Das ist meine Erfahrung, meine Beobachtung, meine Überzeugung, ja. Wir leiden am Ende alle an denselben Sachen: daran, einsam zu sein, nicht verstanden zu werden, kontaktlos zu sein. Jeder von uns hat Angst, dass das Leben an ihm vorbeizieht.

M: Und wie zeigt sich diese Selbstgefälligkeit?

S: In einer – manchmal – unverhältnismäßigen Bestrafung sexueller Delikte, bei denen der Schaden sich in Grenzen gehalten hat.

M: Zum Beispiel?

S: Exhibitionismus, jemandem an die Brüste greifen ... und so etwas.

M: Was verstehst du unter „unverhältnismäßig“?

S: Eine Haftstrafe, die zehn Jahre dauert.

M: Jemand ist zehn Jahre eingesperrt wegen ... weil er jemandem auf die Brüste gegriffen hat?

S: Mitunter, ja.

M: Kaum zu glauben.

S: Ist aber so. Das ist unverhältnismäßig. Da wird das Leben dieses Insassen ruiniert. Psychologen, Gutachter bestimmen über sein Schicksal ... und vergessen dabei, dass wir alle, und zwar wirklich

jeder von uns ein potentieller Triebtäter ist. Als Seelsorger habe ich da natürlich eine ethische Haltung, anders: *weil* ich eine ethische Haltung habe, bin ich in die Seelsorge gerutscht.

M: Was meinst du konkret?

S: Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu. Und: *tat wam asi*. Das bist du selber.

M: Also, jemanden zehn Jahre lang wegsperren.

S: Genau, und dabei sein Leben und das Leben seiner Angehörigen ruinieren.

M: Man könnte aber auch sagen: Auch dieser Mensch, der Täter, hat nicht nach der Goldenen Regel gehandelt.

S: Wenn man weiß, warum er nicht so gehandelt hat, gibt mir das das Recht, ihm sein Leben zu nehmen? Was ist Justiz? Rache? Resozialisierung?

M: Gute Frage.

S: Eben. Manche Haftstrafen sind wie ausgeweitete Todesstrafen, also institutionalisierte Racheakte. In manchen Fällen frage ich mich: wenn sie den Insassen schon so quälen, wieso bringen sie ihn nicht gleich um? Das wäre nicht nur ehrlicher, sondern effizienter.

M: Weil das in Österreich verboten ist.

S: *Wenn* es so wäre, dann wäre es zynisch. Kann sein, dass viele der im Gefängnis Arbeitenden Zyniker wären, solche Zyniker.

M: Dann wären sie aber nicht besser als die Insassen, oder?

S: Exakt. Das ist ja genau das, was ich die ganze Zeit sage. Das ist haargenau das, was ich unter Selbstgefälligkeit verstehe. Andere verurteilen und ruinieren. Aber selber dran glauben, dass man was Gutes tut.

M: Schweres Thema, kommen wir vielleicht zur nächsten Frage. Du hast gesagt: Es gibt in der Schule Kinder, die nehmen alles auf die leichte Schulter und wursteln sich so durch. Auf der einen Seite. Und auf der anderen Seite sind diejenigen, die immer alles sehr ernst nehmen und die es dann auch, wenn ich dich richtig verstanden habe, im Leben schwerer haben?

S: Genau, so sehe ich das. So habe ich das an mir selber erlebt; und so habe ich das, als Lehrer noch, an den Kindern beobachtet.

M: Und du hast gesagt, das Leben ist unfair.

S: Ja, weil die Wurschichtgeitsfähigkeit ungleich verteilt ist.

M: Wurschichtigkeitfähigkeit .... Als Fähigkeit, locker zu lassen?

S: Ja, genau. Es gibt Menschen, die können ... denen ist einfach alles wurscht, an denen prallt alles ab, das meiste zumindest; und dann gibt's Menschen, die lassen alles nah an sich heran, die leiden am Leid der anderen, die wollen das Leiden der andren lindern. Für die ist das Leben schwer. Eine Aufgabe, etwas, was man bewältigen muss. Das kann natürlich bis ins Pathologische gehen, dass man sich für alles verantwortlich fühlt. Solche Leute ... die können die Nachrichten nicht anschauen, weil sie sie nicht aushalten.

M: Die Kriege, die Horrormeldungen, Wirtschaftskrisen ....

S: Ja, die zerstückelten Kinder, die Bomben und dass schon wieder ein Busunglück in einem Kuhdorf in Nepal war, wo zehn Frauen und dreißig Kinder gestorben sind.

M: Du hast auch immer alles sehr ernst genommen?

S: Ja, alles.

M: Das Schreiben?

S: Das Schreiben, die Liebe auch, würde ich sagen ... Ich lerne erst allmählich, mir zu sagen: Lass locker, lass locker, lass los. Aber das kann ich erst durch die Meditation, die ich durch den Buddhismus gelernt habe.

M: Du hast immer alles nah an dich herangelassen?

S: Ja, die meiste Zeit durchaus, leider. Ich kann mich erinnern: Ich kam als junger Student nach Wien. Ich hab mich damals einfach furchtbar gefühlt, ich habe das in einem Roman zu verarbeiten versucht, der nicht veröffentlicht ist; gelungen ist es mir nicht.

M: Was genau war damals so furchtbar?

S: Ich war von der Stadt einfach überfordert, vor allem von den vielen armen Menschen, den Bettlern, den Krüppeln, ich .... Ich hab das nicht ausgehalten und mir immer gedacht, ich muss denen helfen.

M: Ein Helfersyndrom?

S: Ja, sicher, etwas in der Art, auf jeden Fall.

M: Das war in der Zeit deiner schweren Depression, oder?

S: Ja, kurz davor.

M: Denkst du, die Überforderung hat da einen Teil dazu beigetragen?

S: Sicherlich. Die Überforderung durch all diese Eindrücke. Ich bin ja extrem behütet aufgewachsen. Nicht nur das, ich habe ja in meiner ganzen Jugend nichts gemacht, außer für die Schule gelebt. Und dann kommst du zum ersten Mal in die Stadt und siehst das alles, fühlst dich komplett überladen ... und ja .... Jetzt im Nachhinein erzählt, fühlt sich das sehr aus der Zeit gefallen an. (Lange Pause) Aber so war das damals, wirklich.

M: Aber du hast ja sicherlich davor auch schon Armut gesehen und leidende Menschen?

S: Sicherlich, ich war ja nicht zum ersten Mal in der Welt unterwegs, aber .... Ich hab's damals, als ich so allein war, bewusst wahrgenommen, es ist ganz dicht an mich herangekommen. Ich war extrem dünnhäutig. Eben vielleicht, weil ich so allein war. Hätte ich damals eine Freundin gehabt, oder hätte ich Leute gehabt, die mit mir gemeinsam das Studium begonnen hätten: ich hätte mich sicherlich nicht so hilflos dem ganzen Elend ausgesetzt gefühlt. Dazu kommt, ich war ja in einer extrem angespannten Gefühlslage.

M: Du hast das Bild vom Motor gebraucht, der weiterläuft ...

S: Es war, so im Nachhinein betrachtet, eine extreme Einsamkeit ... Genau, ganz genau, der Motor. Es war einfach alles zu viel, und dann bin ich eben zusammengebrochen.

M: Hast du manchmal Leute beneidet, die alles lockerer nehmen können?

S: Sehr oft, ja. Aber seitdem ich weiß, warum ich so bin wie ich bin und dass ich dafür nichts kann und daran nicht schuld bin, nehme ich es schon lockerer. Klingt wie eine sehr einfache Formel, es ist aber so.

M: Warum, würdest du sagen, bist du so? Du hast vorhin gesagt, es kann fast pathologische Züge annehmen, oder?

S: Ich glaube, meine Eltern haben, als ich ein Kind war, sehr viel – durchaus berechnete –

Angst um mich gehabt; und ich habe wahrscheinlich um sie Angst gehabt, so absurd das klingt .... Durch diese Angst entsteht eine erhöhte Vigilanz, eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Anzeichen für alles, was gefährlich oder *möglicherweise* bedrohlich sein könnte ... Und so ist eine sicherlich sehr symbiotische Beziehung entstanden, die vielleicht meinen ... Mut nicht gefördert hat und mein Selbstbewusstsein.

M: Ich hätte dich schon eher als mutig und sehr selbstbewusst eingeschätzt.

S: Was ich noch sagen will: Wenn man ständig so extrem wachsam ist, steht man gewissermaßen ständig unter Druck und Stress.

M: Du warst innerlich also sehr gestresst?

S: Ja, auf jeden Fall. Aber zu deiner Aussage mit dem Selbstbewusstsein: vielleicht mache ich ja gerade das, was ich mache, um mich mutiger zu machen, um mich zu befreien, um dazuzulernen, um selbstbewusster zu werden.

M: Einer, der Höhenangst hat und extra auf den Turm steigt, um seine Höhenangst zu überwinden?

S: Sozusagen.

M: Du hast vorhin einen Roman erwähnt, der nicht veröffentlicht ist und der diese Zeit verarbeitet. Wie viele Romane hast du unveröffentlicht in der Schublade?

S: Also den genannten; und dann noch zwei andere. Vielleicht kann man dazu noch etwas zählen, was ich früher einmal geschrieben habe, aber ... das würde ich eher nicht, weil das ziemlicher Mist ist.

M: Quält dich das nicht, dass du schreibst und dann gelingt ein Werk nicht so wie du es dir vorstellst?

S: Nein.

M: Gar nicht?

S: Schon ein bisschen, natürlich, das wäre ja gelogen! Aber was mich eher quält, das ist weniger dass das Werk Müll ist, sondern ... meine eigene Unfähigkeit in der Lage; oder die fehlende Einsicht: dass ich nicht gewusst habe, wie ich's richtig machen, richtig anpacken soll. Meine Anspannung. Die ärgert mich im Nachhinein dann meistens mehr als das misslungene Werk. Weil ich habe beobachtet: Mir gelingen die Sachen einfach nicht, wenn ich angespannt bin.

M: Du quälst dich über dich selber?

S: Eine Zeitlang, aber das hat dann auch ein Ende. Und außerdem sage ich mir, vielleicht ist das ein billiger Trost, aber ich glaube, es ist kein Trost, sondern es ist wirklich so: Man muss ja auch *üben*. Pianisten üben stundenlang am Tag, keiner hört ihnen dabei zu. Und dann treten sie in einem Konzert auf, spielen neunzig Minuten, wenn's hochkommt, und das war's. Im Hintergrund läuft so viel ab, was man nicht sieht, die ganze Leistung, der Schweiß, die Tränen, die Mühsal, die Zweifel; und was das Publikum eigentlich auch gar nicht wertschätzen kann. Man sieht nur die eine konkrete Leistung, aber was da dahintersteckt, sieht man nicht. Aber so ist das im Leben. Du siehst auch nur, wie das Flugzeug glänzend und strahlend da steht und dann hübsch abhebt und landet ... Aber alles, was dahintersteckt, das siehst du nicht. Die ganze Arbeit, die technische Leistung, die Arbeit der Ingenieure, die Übungsstunden der Piloten, die Material- und Werkskunde der Fabriken, die globale Logistik, die ganze Büroarbeit, die dahintersteckt und so weiter, den ganzen menschlichen Ameisenstaat, der das alles am Laufen hält, auch das Flugzeug. So ist das auch in der Kunst.

M: Der ganze Ameisenstaat an Arbeit ...

S: Ja, der ganze Ameisenstaat an Mühe und Glauben und tagtäglichem Scheitern auch. Vielleicht bin ich deshalb von Ameisen so fasziniert. Wenn ich Biologe geworden wäre, ich glaube, ich wäre Ameisenforscher geworden. Ich habe mal eine großartige Dokumentation gesehen über einen Termitenbau, der verlassen war und den Biologen mit Zement ausgegossen haben; das war einfach unglaublich, eine ganze, drei Meter tief in die Erde gegrabene Stadt mit Lüftungsschächten, Wohnanlagen, Ei-Ausbrütungsschächten oder wie das in der Fachsprache heißt ....

M: Du hast vorhin, um von den Ameisen wieder aufs Thema zurückzukommen, vom „Abprallen“ gesprochen: die einen lassen alles an sich abprallen und andere nehmen alles tendenziell ernst. Um noch kurz beim Ernstnehmen zu bleiben: Was nimmst du besonders ernst, was ist dir in deinem Leben besonders wichtig?

S: Freundschaften.

M: In welchem Sinne?

S: Echte Freundschaften, also nicht dieses „Bussi-bussi-haha“, wo man sich vergleicht und paradiert und präsentiert, sondern echte Freundschaften.

M: Würdest du sagen, du hast viele Freunde?

S: Ich würde sagen, ich habe mit den Menschen, die ich kenne, Glück gehabt. Mit den meisten zumindest. Also ja .... Wahrscheinlich habe ich mehr „soziale Kontakte“ als der Durchschnitt. Und doch ist es mir nicht genug. Zumindest habe ich das Gefühl, es ist nicht genug.

M: Inwiefern nicht genug?

S: Insofern: Die meisten sichern sich in ihrem Leben materiell ab: volles Bankkonto, guter Job, Aktien vielleicht, ein Haus und so weiter ... aber übersehen bei dieser materiellen Absicherung die emotionale Absicherung.

M: Was verstehst du darunter?

S: So wie man sich absichert mit Geld und einer Arbeit, genauso gut kann man sich absichern mit Menschen: dass man Menschen kennenlernt, die einem dann nahestehen, die enge Freunde werden, die alles von einem wissen ...

M: Dann, wenn Feuer am Dach ist.

S: So ist es.

M: Der Freund, den man um drei Uhr in der früh anrufen kann?

S: Ja, genau.

M: Hast du solche Freunde?

S: (Lacht) Ich würde niemanden aus der Nachtruhe aufschrecken wollen.

M: Aber wenn es ganz hart auf hart kommen würde?

S: Ja, da hätte ich wohl zwei, drei Leute, die ich anrufen könnte.

M: Das ist vielleicht mehr als andere haben, oder?

S: Kann sein. Und doch habe ich manchmal das Gefühl, es ist nicht genug.

M: Woher kommt dieses Gefühl, dass das nicht reicht, glaubst du?

S: Sehr wahrscheinlich von einem alten Trauma. Es gab in meiner Kindheit sicherlich einen Moment – oder mehrere –, wo ich mich extrem unsicher gefühlt habe, ausgesetzt und verwirrt. Da

*muss* was gewesen sein. Nach all dem, was während meiner Zustände in mir an Ängsten hochgekommen ist.

M: Du spielst auf die Angstzustände an, die wir beredet haben?

S: Genau.

M: Emotionale Absicherung also als ein *Beheimatetsein* in der Welt?

S: Ja, wenn man es (lacht) philosophisch ausdrücken will, ja.

M: Fühlst du dich nicht beheimatet in der Welt?

S: Doch, schon. Im Großen und Ganzen mittlerweile.

M: Ist vielleicht auch das Bedürfnis, zu schreiben, ein Bedürfnis, das darauf beruht, sich eine Heimat zu schaffen?

S: Kann sehr gut möglich sein, ja. Man schafft sich einen Ort, wo man hingehört und der keinem Zweifel unterliegt. So wie die Menschen, die ins Exil gehen: „Wo ich bin, ist Deutschland“, nicht wahr? So hat Thomas Mann das wohl gemeint. In der Ferne, in der Heimatlosigkeit ist etwas, das gehört so sehr zu mir, dass ich in Wirklichkeit gar nicht getrennt bin von Deutschland: also, von meiner Kultur, meiner Sprache ... Thomas Mann dürfte das wohl so gemeint haben.

M: Man legt es ihm aber manchmal negativ aus.

S: Ja, dass er arrogant war und gemeint hat, er selber sei Deutschland und alle anderen Schriftsteller seien nur arme Würstchen verglichen mit ihm ... aber so hat er das sicher nicht gemeint ... Wenn man selber nie ins Exil gegangen ist und nie gezwungen wurde, seine Sachen zu packen und zu gehen, dann sollte man nicht urteilen. Ich verstehe schon, was er meint. Ich würde vielleicht auch so sagen: „Wo ich bin, ist Finnland, wo ich bin, ist Serbien, wo ich bin, ist Österreich.“ Also, die drei Länder, aus denen ich sozusagen „herkomme“. Ich glaube schon, dass in diesem Repräsentieren weniger Arroganz steckt ...

M: Als eher die emotionale Absicherung, von der du gesprochen hast?

S: Ja, so scheint es zu sein. In der Angst und Einsamkeit des Exils: Hier sind meine Bücher, da ist meine Sprache, ich kann nie allein sein. Hier ist „mein“ Goethe, hier ist mein „Schiller“, da fühle ich mich wohl, da fühle ich mich daheim.

M: Weil dir Freundschaften so wichtig sind: Bist du jemals in Freundschaften enttäuscht worden?

S: Enttäuschung würde voraussetzen, dass man etwas erwartet.

M: Erwartest du denn nichts von anderen?

S: Sicherlich, sicher auch. Also ja ... ich bin enttäuscht worden. Aber weil ich dazu neige – auch so etwas, was ich erst in den letzten Jahren richtig begriffen habe – weil ich dazu neige, sozusagen vor Schäden, die andere mir zufügen, gnädig die Augen zu verschließen, habe ich erst spät erkannt, dass manche Freundschaften mir nicht gutgetan haben.

M: Vor Schäden die Augen verschließen?

S: Im Sinne von: Wenn mir wer was Böses getan hat, suche ich nach einer Erklärung dafür und sage mir dann: Ja, der Arme *musste* ja so und so handeln, weil ...

M: Findest du das nicht sehr edel?

S: Ja, mag sein, dass ... Aber wenn man *nur* so denkt und immer alles wegsteckt, immer nur sich selber klein macht und den Fehler bei sich selber sieht ... das ist auf die Dauer ungesund. Zumal es auch nicht stimmt. Es stimmt einfach nicht. Wenn mir jemand in die Fresse haut und mir etwas

nimmt, was mir wichtig ist: dann kann ich zwar leiden und dulden, aber ich kann zugleich sagen:  
„So nicht! Nicht mit mir!“

M: Und Rache üben?

S: Nein, nicht Rache üben, aber die Stirn bieten, Härte zeigen. Person sein.

M: Wie als du dem Wachbeamten klargemacht hast, dass du der Seelsorger bist, nicht der Postbote.

S: Ganz genau. Das ist etwas, das ich heutzutage kann. Früher, da habe ich mir schwerer damit getan. Schwerer sozusagen, mein eigenes Revier abzustecken.

M: Was machst du dann, wenn du merkst, dass andere dir nicht gut getan haben?

S: Ich reduziere den Kontakt zu diesen Menschen. Man redet dann nur übers Oberflächliche, oder man ist auf dem Bussi-bussi-haha-Niveau. Beziehungen gehen nun mal auch auseinander.

M: Wie ist das für dich?

S: Traurig. Weil es könnte anders sein. Aber wenn's anders nicht geht, dann eben nicht. Und weil du gefragt hast, ob ich enttäuscht bin: Ja, es gibt Menschen, zu denen ich gern mehr Kontakt hätte, die aber keinen Wert darauf zu legen scheinen. Ich neige dann schon dazu, mich öfter zu melden, nachzufragen, aber wenn nichts mehr kommt, wenn immer nur Funkstille herrscht ...

M: Dann ...

S: Man muss lernen loszulassen. Ich tue mir, um ehrlich zu sein, schwer damit, weil ... Wahrscheinlich hat mich dabei auch die Seelsorge sehr geprägt. Weil ich erkannt habe: diese Menschen, die da so hinter Gitter sitzen, haben in Wirklichkeit alle ein Problem ... alle haben das *eine* Problem, egal, was sie gemacht haben: sie sind alle einsam. Auch wenn sie „draußen“ jemanden haben. Und ich finde, es ist ein Verbrechen, auf Menschen nicht einzugehen, sie zu ignorieren, zu schweigen, auf ihre Anrufe nicht zu antworten. Menschen, die E-Mails nicht beantworten: Ich denke mir schon manchmal: Das sind Verbrecher. Mir kommt da wieder Thomas Mann in den Sinn, der einmal im Tagebuch schreibt: „Alle lassen mich warten. Ich aber lasse nie jemanden warten.“ Dieses jemanden-warten-Lassen, dieses jemanden zappeln-Lassen, das ist ein Verbrechen, finde ich.

M: Menschen sind gestresst, haben viel zu tun ....

S: Das ist eine dumme Ausrede! Wenn ich den ganzen Tag gestresst bin und ich sehe, da ist eine wichtige Nachricht: dann gehe ich nicht eher schlafen, bis ich die beantwortet habe. Menschen, die das nicht tun .... Ich glaube, das fehlt was. Das Gefühl dafür, was im Leben wichtig ist.

M: Und was ist wichtig?

S: Wie schon gesagt, Beziehungen.

M: Nicht das, wie du sagst, „Bussi-haha“, sondern echte Beziehungen?

S: Ja, genau, echte Beziehungen, Bezüglichkeit. Menschen, die einen warten lassen ... Ich habe da immer das Gefühl: das sind Menschen, die schlapp machen, die faul sind. Faulheit in dieser Art und Weise, Faulheit in dieser Form sozusagen, da bin ich vielleicht hart, aber das finde ich abstoßend. Ich verurteile wenige Sachen, versuche überhaupt wenig zu urteilen und zu *verurteilen*, aber Faulheit in diesem Sinne ... Ich könnte sogar sagen: ich hasse das. Ja, ich *hasse* das. Dieses Schlappmachen, dieses Aufgeben.

M: Weil du selber nicht aufgibst?

S: Ja, vielleicht, weil ich selber nicht aufgebe. Und darum hasse ich es, wenn andere aufgeben und schlappmachen ... Kann sein, dass ich dabei zu sehr von mir ausgehe und ... und von meinen Wertvorstellungen und dem, was ich *erwarte*, kann sein, ich gebe es zu, aber ich habe halt meine Fehler und einer dieser Fehler, von mir aus, der ist: Ich hasse diese Art des Schlappmachens, des Nicht-fertig-Machens. Weil – ich denke mir – man kann nie wissen, wie man einem Menschen schaden kann, wirklich schaden, wenn man seine Mails, seine Briefe, seine Rufe nicht beantwortet ... Kann sein, dass da ein altes Traumas zugrunde liegt, etwas, was mich geprägt hat; und andere, die so etwas nicht erlebt haben, sehen das lockerer als ich.

M: Auch etwas, was du extrem ernst nimmst, nicht locker nimmst.

S: Ja ... nur mit dem Unterschied, dass ich auch gar nicht geneigt bin, das locker sehen zu wollen. Ich habe Zwänge und bin sicherlich zu hart zu mir selber, aber da ....

M: (lacht) Da willst du und kannst du auch hart zu anderen sein?

S: Ja, unbedingt, ich finde, da *sollte* ich es sogar sein. Weil wer meine Mails nicht beantwortet, der ist ein Arschloch. Wenn er so gestresst ist, dann soll er weniger arbeiten; oder dann soll er später schlafen gehen und erst auf meine Nachrichten antworten und wenn das heißt, dass er sich erst um vier in der Früh ins Bett legen muss. So wichtig sollte ich schon sein. Pech gehabt, das Leben ist nun auch manchmal hart und manchmal kann man erst in den frühen Morgenstunden schlafen gehen. Stress und Arbeit sind nur ausreden. Menschen, die das vorschützen, sind nicht wirklich gestresst, sondern nur unorganisiert, ineffizient. Glauben, sie haben ewig Zeit. Aber wir haben nicht ewig Zeit. Unsere Zeit ist bemessen.

M: Da hört man eine gewisse Schärfe und Unerbittlichkeit heraus bei dir.

S: Ja, kann sein, kann sein, dass ich da keinen Spaß verstehe ... Ja, ich ertappe mich selber immer wieder dabei, dass ich Menschen mal ignoriert habe, oder dass ich einen Stoßseufzer loslasse, wenn der und die mich anruft, wenn ich dessen Name auf meinem Handydisplay sehe ....

M: Man kann sich aber auch nicht um alle kümmern, oder?

S: Darum geht's nicht. Es geht nicht darum, dass ich wie die Mutter Teresa in Kalkutta werde und mich um alle Sorge. Es geht da mehr um eine *Haltung*. Dass man kein Arschloch ist. Um eine Haltung ... Ich ... Es gibt ... Günter Anders, der berühmte Philosoph, der hatte ja bekanntlich einen Briefwechsel mit einem der Piloten, die in der Maschine gesessen sind, die die Hiroshima-Bombe abgeworfen hat, Claude Eatherly. Dieser Eatherly ist verrückt geworden. Er hat gespürt, was er und seine Kameraden angerichtet haben. Sie haben auf den Knopf gedrückt und mit einem Schlag Millionen Menschenleben vernichtet. Claude Eatherly ist in den USA in die Klappsmühle gekommen. Und so hat sich der Briefwechsel zwischen ihm und Günter Anders entwickelt, weil Anders sich damals ja mit der Frage der Atombombe befasst hat. Und was mich am meisten berührt hat dabei, also bei diesem Briefwechsel: Günter Anders, der bekannte, hochgelobte Philosoph, der auch ordentlich gestresst war damals: der ist sich nicht gut genug, dem armen im Irrenhaus eingesperrten Menschen zu schreiben. Und er hat es sich auch zur *Pflicht* gemacht, soweit ich weiß, alle seine Briefe zu beantworten und, koste es, was es wolle, den Kontakt aufrecht zu erhalten. Das hat mich, wie ich das gelesen habe – vor acht Jahren vielleicht – wirklich sehr berührt.

M: Als Haltung.

S: Als Ethos. Pflichtethos. Ein bisschen wie dieses „Siehe, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“ Man muss dran bleiben. Man soll nicht nur bei einer *Sache* dranbleiben, man muss auch bei Menschen dranbleiben. Das ist es auch, was Seelsorge so schwierig macht. Oder das Schreiben. Ich mache lauter Sachen, bei denen man dranbleiben muss. Und gleichzeitig muss ich lernen, locker zu lassen. Und (lacht) vielleicht nicht gleich alle als Arschlöcher zu beschimpfen, die mir auf meine Mails nicht antworten. Auch wenn ich glaube, dass sie es sind. Bis sie antworten. Dann finde ich sie (lacht) wieder nett.

M: Bis du das Gefühl wieder hast, du bist ihnen wichtig? Du hast vorhin gesagt: so wichtig solltest du schon sein.

S: Nicht nur, dass *ich* ihnen wichtig bin, sondern dass wir uns *gegenseitig* wichtig sind. Es geht da nicht um mich. Das wäre wieder ein Missverständnis.

M: Weil du es vielleicht überspitzt ausdrückst?

S: Kann sein. Man drückt Dinge überspitzt aus, die emotional stark besetzt sind, mit Wut, mit Gewichtigkeit .... Nein, es geht da nicht um mich und meine Minderwertigkeitskomplexe, sondern es geht, wie ich schon sagte, um eine *Haltung*.

M: Du hast „Pflichtethos“ gesagt.

S: Ja, ich habe dieses Pflichtethos. Die meisten Menschen haben ein Pflichtethos, aber das bezieht sich meistens nur auf die Pflichten, die man ihnen auferlegt, also, wenn der Chef sagt: „Tu dies, tu das!“, dann tun sie das. Aber sobald diese Menschen mit sich allein sind, lassen sie locker, da gibt's keine Pflicht mehr, wie ein Gummiband, das auf einmal schlaff wird.

M: Diese Haltung .... Sie entspricht ja auch dem Ernstnehmen. Du nimmst alles ernst.

S: Ja, aber die Kunst ist ja, alles ernst zu nehmen, es aber doch nicht ernst zu nehmen.

M: Ironisch sein?

S: Nein, weniger ironisch sein, sondern bewusst sein, immer bewusst sein. *Achtsam* zu sein, um mal diesen heute abgelutschten Begriff zu gebrauchen, der aber nicht abgelutscht ist, weil er ja eine alte religiöse Tradition hat.

M: Für andere da sein, aber nicht vergessen dabei, für sich selber da zu sein.

S: Ja, danke, füreinander da sein ... das ist sehr schön und treffend auf den Punkt gebracht, so kann man das sicherlich sagen.

M: Kommen wir langsam zur Schlussrunde und zu einigen abschließenden Fragen. Was ist, deiner Meinung nach, das Kriterium für ein gutes Buch?

S: Ich habe mir neulich gesagt: *Wenn du die Leiden eines Menschen kennst, dann kennst du seine Seele*. Das ist übrigens auch mein Kriterium für echte Freundschaften: Es ist der ein echter Freund, der weiß, worunter ich wirklich leide. Und vice-versa. Dafür muss man aber Zeit haben, den Menschen kennenlernen zu wollen. Das ist aber unbequem und die meisten verzichten darauf und schützen halt vor, dass sie Arbeit haben und gestresst sind und den ganzen Mist ... und begnügen sich mit ein paar oberflächlichen Bekanntschaften. Aber was das Schreiben betrifft: Wenn du etwas schreibst, etwas erzählst, musst du deine Figuren kennen. Du musst wissen, worunter sie leiden. Das ist mal ein Kriterium, würde ich sagen. Und das andere: Ich mag Romane oder Erzählungen nicht, in denen Themen abgehandelt werden. Das ist Politik, hat aber mit Kunst nichts zu tun. Es muss, finde ich, immer um Menschen gehen. Also, es muss um echte Sachen gehen, um das, was uns alle

angeht. In „Anna Karenina“ zum Beispiel geht's eigentlich nur um eine Sache: Annas Sehnsucht nach dem echten Leben, eine Sehnsucht, die Lewin im Laufe des Romans verwirklicht. Anna bleibt in ihrem alten Ich gefangen, auch wenn es erst so scheint, als ob sie ausbrechen würde; und Lewin, der erst sehr schwerfällig wirkt und nichts auf die Reihe zu bekommen scheint, wird durch die Pflichten des Lebens geformt und geändert.

M: Du musst dein Leben ändern. Sloterdijk, oder?

S: Sloterdijk, der Rilke zitiert, soweit ich weiß. Ja, nur dass ich von Sloterdijk nichts halte.

M: Warum?

S: Es sagt es selber irgendwo, er ist ein „Themenjobber“. Wenn man ein Themenjobber ist, ist man nichts. Man ist weder ein echter Schriftsteller, noch ist man ein Philosoph. Man verdient nur Geld damit, dass man irgendwelche komischen Sachen sagt und das möglichst so, dass nur eingebildete Akademiker sie verstehen.

M: Sachen, die keiner braucht?

S: Die zwanzigste Auflage einer europäischen Philosophiegeschichte braucht kein Schwein.

M: Ebenso wenig wie Hello-Kitty-Handtaschen.

S: Genau, das hatten wir ja letztes Mal vorm Beginn dieser Aufzeichnungen. Oder ebenso wenig wie Glasschmuck, der in Kristallform geschliffen ist. Alles Müll.

M: Sloterdijk ist Müll?

S: Nein, ich habe ja nicht gesagt, dass seine Sachen Müll sind. Es ist halt nur eine Spielerei. Er hat halt nichts anderes gelernt. Wenn er Maurer oder Anstreicher gelernt hätte, hätte er was Sinnvolles im Leben gemacht, aber so ....

M: Ist das nicht ein recht hartes Urteil?

S: Ja, aber wenn er schon so ein Philosoph ist und das hier hören würde: er müsste es schon aushalten, ansonsten wäre er kein Philosoph. Ich glaube halt, am Ende geht's allen um dasselbe: wie du gesagt hast. Du musst dein Leben ändern. Egal, ob man jetzt von Nietzsche spricht, oder von Wilhelm Reich, von Carl Gustav Jung oder Freud: Es geht um die Lösung des Charakterpanzers, wie Reich gesagt hat. Es geht darum, dass man in einen Flow kommt, dass man im *ganzen* Leben in einen Flow kommt, dass man lebendig wird. Dass es fließt. Wenn wir die ganze deutsche Philosophiegeschichte anschauen, vielleicht auch die Philosophie im Allgemeinen, auf der ganzen Welt: es geht darum, dass der Mensch leben lerne. Systole und Diastole, wie Goethe gesagt hat. Oder Ying und Yang, wie die Asiaten sagen. Die europäische Philosophie hat aber alles immer viel zu ernst genommen, ganz genau so wie ich als junger Mensch. Vielleicht mag ich die Philosophen deshalb immer weniger, weil sie mich an mich selber erinnern, merke ich gerade, kann sein. Ich wollte mal, ist gar nicht so lange her, die Kierkegaard-Biographie von Brandes lesen: mir ist es nach dreißig Seiten vergangen, dieser Protestantismus, dieser religiöse Mief. Furchtbar traurig und schwerfällig. Ich mag diesen Krampf nicht, diesen spartanischen Heroismus, dieses „Wir kämpfen“, wir dringen vor! Das, was die Leute hier im Westen mit ihrer Philosophie versucht haben, das ist einem Buddha in Indien einfach so gelungen ... Also, nicht einfach so, aber – letztlich doch: einfach so.

M: Das wäre dein Ideal?

S: Ja, natürlich, das Ideal ist doch immer das, was man selber nicht hat. Oder *noch* nicht hat. So wie man sich oft in einen Menschen verliebt, der etwas hat, was man nicht hat; oder der etwas *an sich* hat, was man selber gerade brauchen würde, Humor oder so ...

M: Kommen wir vielleicht langsam zu den abschließenden Fragen. Du hast gesagt, du hast Sprünge in deiner lyrischen Entwicklung gemacht. Wie genau kann man das verstehen?

S: Nicht nur in der Lyrischen, im Schreiben generell.

M: Wodurch, glaubst du, sind diese Sprünge entstanden, oder anders gefragt: wie zeigen sie sich?

S: Ich würde sagen, sie zeigen sich dadurch ... wie ich schon gesagt habe: als du mich gefragt hast, wie mich die Tätigkeit im Gefängnis geprägt hat: ich bin in dem, was ich sage, klarer geworden. Keine Spielereien, keine Sprachspiele mehr, keinen Bombast sozusagen, sondern ... es muss um etwas Echtes gehen. Ich versuche, lyrischer zu schreiben. Aber ich merke, ich schaffe es nicht wirklich. Zumindest, wenn ich etwas erzähle. Ich habe neulich einen Brief von meinem schon erwähnten Kollegen Jonathan Perry bekommen, der meine letzte Erzählung gelesen hat; und der meinte, ich hätte da noch mehr weglassen können, noch weniger erklären, psychologisieren, noch lyrischer sein können. Er hat recht. Aber leicht gesagt. Ich kann's einfach noch nicht.

M: So wie in deinen Gedichten in „Der Lauf aller Dinge“, wo du nur andeutest und trotzdem Geschichten erzählst, auf engem Raum. Ich finde das sehr schön in dem letzten Gedicht. Oder in dem Gedicht, wo du die Psyche eines Amokläufers schilderst.

S: Ja, so etwas, nur sozusagen „in groß“ .... Zum von dir erwähnten Buch: ich wäre froh, wenn jemand die Gedichte da liest und sich sagt: Das ist alles echt, also, nicht nur Papier, sondern echt empfunden.

M: Und der literarische Wert?

S: (lacht) Siehst du da keinen?

M: Doch, sehr wohl, ich finde, deine drei Lyrikbände haben einen ganz besonderen literarischen Wert, sozusagen, fließend neben dem menschlichen.

S: Ich glaube, dieser literarische Wert, das ist etwas, was sich *ergibt*. Das ist nichts, was man erzwingen kann. Du kannst dich nicht niedersetzen und sagen: „So, ich schreibe jetzt etwas, was einen literarischen Wert haben wird.“ Das geht nicht. Nicht nur, dass es nicht geht. Man macht sich ja vor sich selber lächerlich, wenn man so denken würde. Man kann immer nur hoffen, dass etwas gelingt. Beten und hoffen. Wenn du dir das aber so sagst, dann wirst du genau das Gegenteil erreichen, etwas Manieristisches, etwas Gekünsteltes.

M: Beten und hoffen. Also, eine Art Demut beim Schreiben?

S: Ja, unbedingt! Man muss demütig sein, weil so vieles hängt beim künstlerischen Werk ja nicht von mir ab, ganz wie im echten Leben. So viel hängt nicht von mir. Ich kann mir zwar sagen: Ich werde jetzt einen lieben Freund besuchen, wir werden einen netten Abend verbringen, trinken, uns unterhalten, austauschen ... und kaum gehst du über die Straße, zack, führt dich ein Auto nieder und ....

M: Es kommt immer anders als erwartet.

S: Genau. Man muss eine zuversichtliche Haltung haben, beten und hoffen. Aber dieses „Ich bin der Kaiser und schreibe jetzt einen Monumentalroman“, das ist – gelinde gesagt – skurril.

M: Wie macht man es dann richtig?

S: Wenn ich das wüsste. Aber ich denke: Man muss sich selber zurücknehmen, wie gesagt, dankbar sein. Oder wie Thomas Mann das genannt hat: Man muss fromm sein. Übrigens hat D. H. Lawrence ganz genau dasselbe Wort verwendet: Man muss fromm sein, wenn man arbeitet. Fromm nicht in einem katholischen Sinne, nicht konfessionell verstanden, dass man an die Maria Mutter Gottes glauben muss, sondern fromm wie jemand, der seinen Freund besucht und der sich immer dessen gewiss ist: Vielleicht wird es ein schöner Abend, vielleicht werde ich aber auf dem Weg zu meinem Freund von einem Auto überfahren

M: Man muss sich fürs Leben offenhalten, sozusagen, wenn ich dich richtig verstehe?

S: Ja, das ist schön gesagt ... Und üben. Man muss bei der Sache bleiben. Sich versenken sozusagen in das, was man tut. Ich würde sagen, ein bisschen wie beim Meditieren. Vielleicht ist das eben der „Flow“, von dem schon die Rede war.

M: Wie schreibst du deine Texte? In einem Zustand des Flow?

S: Ja, eigentlich schon.

M: Du hast gesagt, du schreibst sehr schnell.

S: Genau. Ich plane meistens alles recht genau. Und dann lege ich los.

M: Georges Simenon hat seine Romane oft in einer Woche oder in zwei geschrieben.

S: Ja, so mache ich das auch. Nur dass ich nicht so viele Werke wie er verfasst habe; und es niemals tun werde. Aber ein Thomas Mann im Schreiben bin ich nicht. Manchmal wäre ich das gern. Eher, was das Schreibtempo anbelangt, wie Simenon. Nur nicht, was die Menge an Geschriebenem anbelangt, wobei das bei Simenon auch nicht immer ... Also, nicht alles ist Gold, was glänzt. Ich habe einige seiner Romane gelesen und nach dem achten oder so habe ich mir gedacht: Das wirkt alles auf mich wie aufgeblähte Kurzgeschichten, irgendwie fehlt einem da die Größe. Also, die Größe des *einen* großen Werks. So wie „Krieg und Frieden“ oder so. Wenn man ein „Krieg und Frieden“ erschaffen hat, dann kann man nicht sieben Krieg und Frieden erschaffen. Das geht nicht. Ein Menschenleben reicht da nicht aus. Wenn man auch nur *ein* Buch erschaffen hat, das gut ist: das reicht eigentlich. Das reicht für ein Menschenleben. Und wenn man es mit vierzig erschaffen hat, na ja ... Wenn man neunzig Jahre alt wird, muss man halt damit leben, dass man die restlichen fünfzig Jahre arbeitslos ist. Oder man ist klug und sucht sich einen neuen Lebenssinn.

M: So wie Rimbaud, der einfach aufgehört hat zu schreiben.

S: Ja, kann sein, ich weiß nicht, warum er aufgehört hat. Vielleicht, weil er wusste, er hat sein Möglichstes getan. Oder wie Puccini. War das Puccini? War das nicht so, dass der aufgehört hat mit dem Komponieren und dann einfach Koch geworden ist?

M: (lacht): Das weiß ich nicht, kann sein.

S: Ja, ich glaube, das war Puccini. Oder Grissini oder Cantuccini oder einer von diesen Italienern. Nein, Spaß beiseite. Das finde ich gut. Man sollte lernen, nicht alles zu tun und hunderttausendmillionen Fleißaufgaben zu machen, sondern das zu tun, was notwendig ist. Das gilt nicht nur fürs Schreiben, sondern das ist ein Lebensethos. Wenn es notwendig ist, dass ich aufs Klo gehe, dann gehe ich aufs Klo. Und wenn es jetzt notwendig ist, dass ich einen Roman schreibe, dann schreibe ich einen Roman und wenn es notwendig ist, dass ich zwei Jahre lang in die Luft glotze und nichts tue, dann sollte man sich damit abfinden, das es so ist. Das lerne ich gerade. Es ist schwierig. Vor allem für einen Leistungsethiker, der ich bin, oder zumindest hatte ich das Bild, das

ich einer bin. Eigentlich will ich keiner sein. Ich will lieber ein Notwendigkeitsethiker sein. Also, nur das machen, was notwendig ist. Ich glaube, die Ergebnisse dessen, was man macht – wurscht, ob das ein Roman ist, den man schreibt oder ein Gemüsesuppe, die man kocht – sind dann auch besser, haben mehr Qualität.

M: Also, Energie sparen?

S: Ja, Energie sparen, aber nicht aus Faulheit, sondern – um wieder darauf zu kommen – aus einer Demut heraus, aus Demut vor dem Leben: weil man weiß, dass man nur begrenzte Zeit hat und man nicht alles machen kann. Man muss sich entscheiden und man muss sich begrenzen. Wie Goethe ja sagt: in der Beschränkung liegt der Meister. Weil wir ja auch über die Bildung gesprochen haben: Das ist genau das, was man in der Bildung eben heutzutage nicht macht. Man beschränkt nicht, man will alles und möglichst ständig was lernen, den Kindern alles ins Hirn hineinstopfen, aber man lehrt sie nicht, sich zu beschränken. Man stopft sie voll, man mästet sie, wie eine Mastgans ... und dann wundert man sich, warum so viele Jugendliche schon depressiv sind und Antidepressiva schlucken müssen. Mich wundert da gar nix. Da steckt dieses perverse Mastgansbildungsideal dahinter. Die Unfähigkeit, Nein zu sagen, wie Goethe: „Das kann ich zu meiner Vervollkommnung nicht brauchen“. Das ist großartig. Das ist vielleicht der großartigste Satz von Goethe.

M: Du hast vorher auch Thomas Mann erwähnt; im Gegensatz zu Simenon.

S: Ja, der Tommy ... Ich beneide ihn ein bisschen um seine Stetigkeit. Bei mir ist das Schreiben eher so eine Phasensache: Ich habe eine Phase, da geht viel und da entsteht unglaublich viel auf einmal. Und dann, zack, ist nichts. Monatelang, manchmal sogar mehr als ein Jahr lang.

M: Und, wie geht's dir dann dabei, wenn so lange nichts kommt?

S: Früher wär's mir damit scheiße gegangen, aber heutzutage ... Ich denke mir, es gibt ja auch noch was anderes als das Schreiben. Es gibt ja auch noch das Leben. Man vernachlässigt das Leben, so und so, wenn man künstlerisch ernsthaft tätig ist. Man arbeitet die ganze Zeit und irgendwann kommt man drauf: Scheiße, ich habe ja gar nicht gelebt.

M: Würdest du sagen, Georges Simenon hat gelebt?

S: Im Detail kenne ich seine Biographie nicht, aber das, was ich weiß ... Ja, der hat wohl gelebt. Sogar sehr gut gelebt. Der hat in vielen verschiedenen Ländern gelebt, war mehrfach verheiratet, hat angeblich mit unzähligen anderen Frauen geschlafen .... Da war sicher was los.

M: Wie hat er das, glaubst du, gemacht, neben dem Schreiben? Wie geht sich das alles aus?

S: Er hat ja Unsummen verdient, soweit ich weiß, mit seinen Werken. Wenn man ein Buch schreibt und kaum ist es fertig, will's schon wer drucken und dann wird es hunderttausendmal verkauft und alle Großen deiner Zeit – Fellini, Hemingway, Maria Callas und Fidel Castro und so weiter – bewundern dich ... und das passiert nicht nur *ein* Mal, sondern das passiert immer, wenn man was schreibt: dann kann man davon leben. Wenn man von etwas, was man gut kann und was einem Freude macht, leben kann ... Dann schaut auch das ganze *private* Leben ganz anders aus. Das ist das Problem bei uns modernen Autoren, die nicht gerade reich werden mit Fantasyliteratur und Krimis: Man wurstelt sich halt so durch und ... die meisten nagen am Hungertuch. Man kann sich irgendwie nichts aufbauen, finanziell. Man arbeitet und müht sich ab und muss dann oft feststellen: Es reicht nicht mal zum Bezahlen der Miete. Das ist ja bei allen Berufen so: wenn man etwas gern macht und mit dem, was man gern macht, gut verdient: Das ist wie ein Selbstläufer, dann macht

man das, was man gern macht, *noch* lieber und man macht noch mehr davon ... Und so wird man auch besser. Qualität durch Quantität. Klingt vielleicht paradox, aber so ist das, wenn man Erfolg hat und Freude hat an etwas: jede Qualität ist dann eine Folge der Quantität. Man sieht das ja bei Pianisten, bei Meditierenden, bei Sängern: Je mehr sie davon „machen“, desto besser werden sie. Es ist ein Mythos zu meinen, Qualität sei das Gegenteil von Quantität. In Wirklichkeit kommt das eine aus dem anderen. Qualität ist meistens, oder fast immer, die Folge der Quantität. Weil alles Übungssache ist. Menschen, die in etwas gut sind und die nicht faul sind, werden das bestätigen. Es ist ein romantischer Mythos, dieses Originalgeniedenken. Das ist ein Blödsinn, es gibt keine Originalgenies. Alles ist Quantität. Übung. Masse. Machen, arbeiten.

M: Und Mozart? War das kein Originalgenie.

S: Aus Mozart wäre nichts geworden, hätte der Vater ihn nicht gedrillt. Dasselbe gilt für Paganini, für Nurejew, den großen Balletttänzer, für Bach .... Alles Quantität. Sonst nichts. Und aus der Masse schält sich dann das Gute heraus. Und Talent natürlich. Aber Talente haben viele, das sehe ich im Gefängnis immer, immer wieder: lauter unglaublich talentierte Menschen, aber weil sie in kaputten Familien aufgewachsen sind, wo es keine Klaviere gab, kein Geld für Ballettstunden, keine Bücher ... weil das so ist, haben sie aus sich nichts machen können. Ohne gute Umstände im Leben geht nichts. Das hatten wir aber schon, denke ich: das Leben ist unfair.

M: Die ökonomischen Umstände sind ungünstig, ungleich, unausgeglichen.

S: So ist es.

M: Würdest du sagen, um zurückzukommen auf die armen Autoren, der Literatur fehlt heute ein Markt, ein Absatzmarkt?

S: Keine Ahnung, ich kann mich nicht auf dieses Feld begeben. Ich habe die Frage jetzt wieder mal nur sehr persönlich, sozusagen aus dem „ethischen“ Blickwinkel, beantwortet.

M: Also, es ist schon so, dass der Autor, der Künstler, es schwer hat im Leben?

S: Wie ich, glaube ich, schon gesagt habe: Man fragt sich oft: Wieso habe ich damit überhaupt angefangen? Wär's nicht viel besser gewesen, ich wäre Beamter, mache meinen Job und freue mich aufs Wochenende, auf meine Bratstelze und die Filme, die ich mir dann, aufs Sofa geflüzt, reinziehen kann?

M: Würdest du sagen, das Leben eines Künstlers ist unbequem?

S: Ja. Die meisten glauben, es ist bequem. Das ist aber ein Klischeebild. Wieder so ein Mythos. Ebenso wie das mit der Qualität. Ich habe nie verstanden – ich kann mich erinnern, das war noch in Finnland, da war ich mal bei einer Gartenparty und irgendein Freund der besten Freundin meiner Freundin damals meinte, bei einem Glas Bier, wir standen da im Garten herum und es war ziemlich heiß und so weiter, also, er meinte ... er hatte nämlich erfahren, dass ich schon etwas veröffentlicht hatte damals .... Er meinte, er träume auch davon, Autor zu werden. Ich kann mich sehr lebhaft erinnern: ich habe damals schon nicht verstanden, wie man davon *träumen* kann, mir kam das völlig absurd vor. Was gibt's da zu träumen? Ich habe dieses Schreibenmüssen nie als Traum erlebt, im Gegenteil, ich habe das oft vielmehr als Belastung erlebt, als Zwang. Schreibemüssen: das war eigentlich unangenehm. Oft jedenfalls. Ich habe mir nur gedacht: Träum nicht blöd herum, sondern mach einfach was.

M: Vielleicht war das weniger ein Träumen vom Schreiben, sondern vom großen Erfolg?

S: Ja, stimmt, kann sein ... So ein Klischeebild vom Autorentdasein: Du schreibst ein paar Stunden am Vormittag und dann sitzt du mit einem Martini auf deiner Veranda, in der weiß getünchten Villa, und schaut durch die Sonnenbrille bei schönstem Meerwetter auf die Insel Capri, oder so ...

M: Und du hattest stattdessen dein Pflichtethos?

S: Ja, kann sein, das ist mein Pflichtethos. Ich glaube überhaupt, dass Menschen sich im Allgemeinen nach Pflichten sehnen. Das Wort „Pflicht“ ist in der Gegenwart ja tendenziell negativ besetzt, aber was ist ein Mensch ohne Pflichten? Das ist ein Mensch, der frei in der Luft hängt, als Nichts, einsam und allein. Man sieht das ja zum Beispiel an Frauen oder Männern, die ein ziemlich, sage ich einmal, loses Leben geführt haben – nicht bei allen, aber bei vielen ist das schon durchaus so, würde ich sagen – dass sie, wenn sie ein Kind bekommen, plötzlich aufblühen. Da fragt man sich: warum eigentlich?

M: Warum, glaubst du?

S: Ganz abgesehen davon, dass etwas Neues immer Freude macht ... Es ist nicht nur das, sondern es ist auch die Tatsache, dass das Leben mit einer Verpflichtung gleichsam geädelt wird. Und Menschen, die in den Tag hineingelebt haben, empfinden dann plötzlich so ein Gefühl der Wertsteigerung ihrer Persönlichkeit, wenn sie spüren, dass sie nun eine Pflicht haben. Nun sind sie wer, nun sind sie plötzlich wichtig. Vielleicht etwas, was sie vorher nicht waren.

M: Du meinstest, wir sehnen uns nach Pflichten. Wie war das bei dir?

S: Ich denke mir manchmal, ich sehne mich eher danach, mich von manchen Pflichten zu befreien. Aber ich glaube, letztlich geht's da weniger darum, mich von den Pflichten zu befreien, sondern darum, die Pflichten sehr wohl zu *haben* und sie auszuleben, aber sie lockerer zu nehmen. Ich sehne mich nicht danach, das Messer wegzugeben; sondern zu lernen, damit besser umzugehen, wenn wir bei diesem Bild bleiben. Ich habe das schon bezüglich Anna Karenina erwähnt: Anna will sich befreien und scheitert daran, dass sie sich von allen Pflichten löst. Und Lewin werden durch sein neues Leben hunderte Pflichten auferlegt und das formt ihn, obgleich ihm alles zu Beginn doch sehr mühsam vorkommt.

M: Menschen, die keine Pflichten haben, sind ungeformt. Würdest du das so unterschreiben?

S: Ja, vielleicht in einer gewissen Weise wie Kinder. Deshalb ist es auch *andererseits* übertrieben, wenn man kleinen Kindern zu viele Pflichten aufbürdet, dann werden sie altklug, vielleicht so ... kriegen dann so eine ernste Maske, nehmen alles zu ernst. Kann sein, dass das bei mir auch so war. Nicht dadurch, dass ich Pflichten auferlegt bekommen hätte, im Gegenteil, man hat mir ja alles abgenommen, sondern ... Ich habe gespürt: da ist was passiert, da war ein „Riss im Sein“, wie die Theologen sagen, etwas, was eine Belastung war und Bedrohung ... Und ich habe mich schon früh verpflichtet gefühlt zu etwas, wozu ich eigentlich gar nicht verpflichtet *bin*.

M: Du musst sozusagen lernen, Verantwortung abzugeben?

S: Und andere müssen erst mal lernen, Verantwortung auf sich zu nehmen. So ist es. Kann durchaus sein.

M: Siehst du das Schreiben als deine Verantwortung an?

S: Ich glaube nicht, dass ich das Schreiben als Verantwortung ansehe, sondern eher ... wie soll ich sagen? Eher den Versuch, auf dem Niveau zu bleiben, das ich bisher erreicht habe. Also, weniger

vor dem Schreiben an sich, sondern eine Verantwortung vor meiner geistigen Entwicklung. Dass ich nicht blöder werde als ich davor schon war.

M: Ich stelle dir noch drei letzte Fragen, vielleicht kannst du kurz auf sie eingehen, in einem Satz.

S: Bitte sehr.

M: Was liest du gerade?

S: Ehrlich gesagt, nichts. Ich lese Gratiszeitungen und gelegentlich buddhistische Literatur. Das letzte Buch, also, Roman, den ich gelesen habe, war der Roman „Pesärikko“ von Orvokki Autio.

M: Welches Werk, würdest du sagen, hat dich am meisten beeinflusst?

S: Ich kann nicht sagen, welches Werk, aber vielleicht welcher Autor. Ich glaube, Tolstoi in einer gewissen Art. Aber das hatten wir ja schon.

M: Was würdest du jungen Leuten, die sagen, sie wollen Schriftsteller werden, mit auf den Weg geben.

S: (lacht) Ich würde sie fragen, ob sie sich wirklich ganz sicher sind und es sich gut überlegt haben.

M: Also, nicht träumen?

S: Ja, nicht träumen. Entweder man macht etwas um der Sache willen. Oder um des Geldes und des Erfolges willen. Wer gleich am Anfang an Geld und Erfolg denkt, der sollte es bleiben lassen. Wie bei jedem Beruf. Wenn ich Lehrer bin und nur dran denke, wie ich möglichst viel verdienen kann und mir dabei aber die Kinder scheißegal sind: das ist eine schlechte Grundlage, da ist man ein schlechter Lehrer. Da verursacht man mehr Schaden als dass man was Gutes bewirken kann. Für das Schreiben gilt dasselbe, denke ich.

M: Simon, herzlichen Dank für das großartige und ausführliche Interview und dass du auf alle Fragen so bereitwillig eingegangen bist.

S: Danke dir, dass du dir die Zeit genommen hast zu fragen und dann die Zeit, das alles (lacht) zu paraphrasieren, das ist toll. Und vielleicht konnten wir ja doch das eine oder andere ja abklären, was auch für andere Leute, in einem allgemeinen Sinne, der meine persönlichen Probleme übersteigt, interessant sein kann.

M: Auf jeden Fall, das würde ich sagen!

S: (lacht) Na dann!